



SIMENON

**Maigret
bei den
Flamen**

Diogenes

Georges Simenon

*Maigret
bei den
Flamen*

Roman

*Aus dem Französischen von
Claus Sprich*

Diogenes

Titel der Originalausgabe: ›Chez les Flamands‹
Copyright © 1932 by Georges Simenon
Die deutsche Erstaussage erschien 1964
Umschlagzeichnung von
Hans Höfliger

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 1980
Diogenes Verlag AG Zürich
80/92/8/2
ISBN 3 257 20718 2

Inhalt

- I Anna Peeters 7
- 2 Die »Etoile Polaire« 24
- 3 Die Hebamme 40
- 4 Das Porträt 56
- 5 Maigrets Abend 68
- 6 Der Hammer 87
- 7 Ein Loch von drei Stunden 103
- 8 Der Besuch bei den Ursulinerinnen 119
- 9 Rund um einen Korbsessel 135
- 10 Solveigs Lied 151
- 11 Annas Schicksal 167

Anna Peeters

Als Maigret in Givet aus dem Zug stieg, war Anna Peeters der erste Mensch, den er auf dem Bahnsteig erblickte – sie stand genau in Höhe seiner Abteiltür.

Als ob sie exakt vorausgesehen hätte, an welcher Stelle des Bahnsteiges er den Zug verlassen würde! Sie selbst schien weder überrascht noch stolz darauf zu sein. Sie sah so aus, wie er sie bereits in Paris gesehen hatte und wie sie wohl alle Tage aussah: Sie trug ein eisengraues Jackenkleid, schwarze Schuhe und einen jener unscheinbaren Hüte, an deren Form oder gar Farbe man sich später nicht mehr erinnern kann.

Hier auf dem Bahnsteig, über den der Wind hinwegfegte und auf dem nur noch einige Reisende umherirrten, erschien sie jedoch größer und ein wenig kräftiger. Ihre Nase war gerötet, und in der Hand hielt sie ein zusammengeknülltes Taschentuch.

»Ich war sicher, daß Sie kommen würden, Herr Kommissar ...«

War sie sich nun seiner oder ihrer selbst so sicher? Sie hatte ihn ohne ein Lächeln begrüßt und fragte gleich:

»Haben Sie noch mehr Gepäck mit?«

Nein! Maigret hatte nur seine ausgebeulte Reisetasche

aus grobem Leder mitgenommen, die er trotz ihres Gewichts selbst trug.

Außer ihm waren nur einige Reisende aus der dritten Klasse ausgestiegen, die den Bahnsteig aber schon verlassen hatten. Anna Peeters hielt dem Beamten an der Sperre ihre Bahnsteigkarte hin, und dieser musterte die junge Frau eindringlich.

Draußen fuhr sie unbekümmert fort:

»Eigentlich wollte ich Ihnen ein Zimmer bei uns im Haus richten, aber dann habe ich es mir doch anders überlegt. Ich glaube, es ist besser, wenn Sie im Hotel wohnen. Ich habe das beste Zimmer im Hôtel de la Meuse für Sie reservieren lassen.«

Sie waren kaum hundert Meter durch die engen Gassen von Givet gegangen, als sich bereits alle Leute nach ihnen umsahen. Maigret schleppte schwer an seiner Reistasche. Er versuchte, sich alles einzuprägen: die Menschen, die Häuser und insbesondere seine Begleiterin.

»Was ist das für ein Geräusch?« fragte er, als er ein Rauschen hörte, das er nicht identifizieren konnte.

»Die Maas führt Hochwasser und brandet gegen die Brückenpfeiler. Die Schifffahrt ist jetzt schon seit drei Wochen eingestellt ...«

Beim Verlassen einer kleinen Straße sah man plötzlich den Fluß vor sich. Er war breit angeschwollen, und die Uferlinie war nicht genau auszumachen. Hier und dort hatte der braune Strom die Wiesen überschwemmt, und an einer anderen Stelle ragte ein Schuppen aus dem Wasser.

Mindestens hundert Kähne, Schlepper und Schwimm-

bagger lagen dort dicht aneinandergedrängt und bildeten einen riesigen Block.

»Hier ist Ihr Hotel. Besonders komfortabel ist es nicht ... Möchten Sie erst einmal hinaufgehen und ein Bad nehmen?«

Es war unglaublich! Maigret wußte nicht, was er von dieser Frau halten sollte, die wie keine andere zuvor seine Neugier weckte, die nicht aus der Ruhe zu bringen war, weder lächelte noch sich bemühte, hübsch auszusehen, und die gelegentlich ihre Nase mit dem Taschentuch abtupfte.

Sie mußte zwischen fünfundzwanzig und dreißig sein. Sie war auffallend hochgewachsen, aber ihre kräftige Statur und der schwere Knochenbau nahmen ihrer Erscheinung jede Anmut.

Ihre Kleidung war kleinbürgerlich und extrem unauffällig. Ihr Auftreten wirkte ruhig, beinahe vornehm.

Sie behandelte ihn wie ihren Gast. Sie war hier zu Hause, und sie kümmerte sich um alles.

»Ich wüßte nicht, warum ich jetzt ein Bad nehmen sollte!«

»Wenn Sie dann bitte gleich zu uns nach Hause kommen wollten? Geben Sie Ihr Gepäck dem Hoteldiener ... Garçon! Bringen Sie diese Tasche auf Zimmer 3! Monsieur kommt später nach.«

Maigret beobachtete sie schräg von der Seite und dachte:

»Sie behandelt mich wie einen Idioten!«

Dabei machte er ganz und gar nicht den Eindruck eines unbeholfenen kleinen Jungen. Wenn sie schon nicht

schmächtig war, so war er doch doppelt so kräftig gebaut, und in seinem weiten Mantel sah er aus wie ein aus Stein gehauenes Standbild.

»Sind Sie nicht zu müde?«

»Ich bin überhaupt nicht müde!«

»Dann kann ich Ihnen ja schon auf dem Weg die ersten Angaben machen ...«

Die ersten Angaben hatte sie ihm schon in Paris gemacht! Eines schönen Tages hatte er, als er in sein Büro kam, dort diese Unbekannte angetroffen, die schon seit zwei oder drei Stunden auf ihn wartete, ohne daß der Bürodienner sie davon hatte abbringen können.

»Es handelt sich um eine persönliche Angelegenheit!« hatte sie mit Nachdruck erklärt, als Maigret sie in Gegenwart von zwei Inspektoren nach ihrem Anliegen hatte fragen wollen.

Sobald sie allein im Zimmer waren, hatte sie ihm einen Brief übergeben. Maigret hatte die Handschrift eines Vettters seiner Frau erkannt, der in Nancy wohnte.

Mein lieber Maigret,

Mademoiselle Anna Peeters hat mich auf Empfehlung meines Schwagers aufgesucht, der sie schon seit rund zehn Jahren kennt. Sie ist eine sehr ernstzunehmende junge Dame, die dir ihr Mißgeschick selbst erzählen wird. Tu für sie, was du kannst.

»Sie wohnen in Nancy?«

»Nein, in Givet!«

»Aber dieser Brief ...«

»Ich war extra nach Nancy gefahren, bevor ich nach Paris kam. Ich wußte, daß mein Vetter einen hohen Beamten bei der Polizei kennt ...«

Sie war keine gewöhnliche Bittstellerin. Ihr Benehmen hatte nichts Unterwürfiges an sich, und sie sprach frei heraus, ohne den Blick zu senken, wie jemand, der verlangt, was ihm zusteht.

»Wenn Sie uns nicht helfen können, dann sind wir verloren, meine Eltern und ich, und es wird einen der entsetzlichsten Justizirrtümer geben!«

Maigret hatte ihren Bericht in einigen Notizen festgehalten. Eine ziemlich undurchsichtige Familienangelegenheit.

Die Peeters hatten ein Lebensmittelgeschäft an der belgischen Grenze. Drei Kinder: Anna, die im Geschäft half, Maria, die Lehrerin war, und Joseph, der in Nancy Jura studierte ...

Joseph hatte ein Kind mit einem Mädchen aus der Gegend. Das Kind war drei Jahre alt. Nun war dieses junge Mädchen plötzlich verschwunden, und man verdächtigte die Peeters, sie umgebracht zu haben oder sie gefangen zu halten ...

Dienstlich hatte Maigret mit der Angelegenheit nichts zu tun: Ein Kollege aus Nancy bearbeitete die Sache. Maigret hatte ihm telegraphiert und die kategorische Antwort erhalten:

PEETERS EINDEUTIG SCHULDIG STOP VERHAFTUNG IN
KUERZE

Das hatte für Maigret den Ausschlag gegeben. Er war ohne dienstlichen Auftrag und ohne jede offizielle Be-

fugnis nach Givet gefahren. Und seit seiner Ankunft am Bahnhof bevormundete ihn nun diese Anna, die zu beobachten er nicht müde wurde.

Der Strom war reißend. Das Wasser bäumte sich vor jedem Pfeiler der Brücke zu lärmenden Kaskaden auf und führte ganze Bäume mit sich fort.

Der Wind, der sich flußaufwärts in das Tal der Maas stürzte, wühlte das Wasser zu unerwarteten Höhen empor und warf richtige Wellen auf.

Es war drei Uhr nachmittags, und die Dunkelheit brach schon herein.

In den fast menschenleeren Straßen war es zugig. Die wenigen Passanten hasteten vorbei, und Anna war nicht die einzige, die sich die Nase putzte.

»Sehen Sie dieses Gäßchen hier links ...«

Die junge Frau bedeutete ihm diskret, einen Augenblick stehenzubleiben, und wies mit einer kaum wahrnehmbaren Handbewegung auf das zweite Haus in der Gasse. Ein ärmliches, zweistöckiges Haus. Hinter einem der Fenster sah man bereits Licht – das Licht einer Petroleumlampe.

»Dort wohnt sie.«

»Wer?«

»Sie! Germaine Piedbœuf. Das Mädchen, das ...«

»... ein Kind von Ihrem Bruder hat?«

»Wenn es überhaupt von ihm ist! Das ist nicht einmal bewiesen ... Sehen Sie!«

In einem Hauseingang sah man ein Liebespaar ste-

hen: ein Mädchen ohne Hut, wahrscheinlich eine kleine Fabrikarbeiterin, und den Rücken eines Mannes, der sie umarmte.

»Ist sie das?«

»Nein. Sie ist doch verschwunden! Aber sie sind alle vom gleichen Schlag, verstehen Sie? Sie hat es geschafft, meinem Bruder einzureden ...«

»Sieht das Kind ihm denn nicht ähnlich?«

Und sie darauf, trocken:

»Es sieht seiner Mutter ähnlich ... Kommen Sie! Diese Leute hier liegen ständig hinter ihren Gardinen auf der Lauer ...«

»Hat sie Verwandte?«

»Ihren Vater, der Nachtwächter in der Fabrik ist, und ihren Bruder Gérard ...«

Das kleine Haus und besonders das von der Petroleumlampe erleuchtete Fenster hatten sich für immer in das Gedächtnis des Kommissars eingepägt.

»Sie kennen Givet nicht?«

»Ich bin nur einmal durchgefahren, ohne auszusteigen.«

Ein endloser, sehr breiter Kai mit Pollern in Abständen von jeweils zwanzig Metern, an denen die Kähne festmachten. Einige Lagerhäuser. Ein niedriges, beflaggtes Gebäude.

»Der französische Zoll ... Unser Haus ist weiter hinten, in der Nähe des belgischen Zolls.«

Das Wasser war so bewegt, daß die Lastkähne aneinanderstießen. Einige Pferde, die frei herumliefen, fraßen das spärliche Ufergras.

»Sehen Sie das Licht dort hinten? Da wohnen wir.«

Ein Zöllner ließ sie, ohne ein Wort zu sagen, vorbeigehen. Eine Gruppe von Flußschiffern begann plötzlich flämisch zu sprechen.

»Was sagen sie?«

Sie antwortete zögernd und wandte dabei erstmals den Blick zur Seite:

»Daß man die Wahrheit nie erfahren wird!«

Und sie ging noch rascher, indem sie sich gegen den Wind beugte, um ihm weniger Angriffsfläche zu bieten.

Das hier war schon nicht mehr die Stadt, sondern das Reich des Flusses, der Boote, des Zolls, der Befrachter. Hier und da pendelte ein elektrisches Licht mitten im Wind. Wäsche knatterte auf einem Schleppkahn. Kinder spielten im Matsch.

»Gestern hat Ihr Kollege uns noch einmal aufgesucht, um uns vom Untersuchungsrichter auszurichten, daß wir uns zur Verfügung der Justizbehörden halten mußten. Jetzt haben sie schon zum vierten Mal alles durchsucht, sogar die Zisterne ...«

Sie hatten nicht mehr weit zu gehen. Das Haus der Flamen war jetzt deutlich zu erkennen. Es war ein recht stattliches Gebäude nahe am Ufer, dort, wo die Schiffe am zahlreichsten waren. Kein anderes Haus in der Nähe. Das einzige Gebäude in Sichtweite, hundert Meter entfernt, war das belgische Zollbüro mit dem dreifarbigem Grenzpfahl davor.

»Wenn Sie bitte eintreten wollen ...«

Auf den Scheiben der Ladentür waren transparente Reklameaufkleber für ein Messingputzmittel. Eine Türglocke ertönte.

Unmittelbar hinter der Türschwelle wurde man von einer warmen, undefinierbaren Atmosphäre eingehüllt, deren Ruhe einen wie Sirup umfing und in der die Gerüche dominierten. Aber was für Gerüche? Da war ein Hauch von Zimt und eine etwas kräftigere Andeutung von gemahlenem Kaffee. Es roch auch nach Petroleum, mit einem deutlichen Beigeschmack von Genever.

Eine einzige Glühlampe. Hinter der Theke aus dunkelbraun gestrichenem Holz stand eine weißhaarige Frau in einer schwarzen Bluse und unterhielt sich auf flämisch mit einer Schiffersfrau, die ein Kind auf dem Arm trug.

»Wenn Sie bitte hier durchkommen würden, Herr Kommissar ...«

Maigret hatte noch die Zeit gehabt, die Regale zu betrachten, die mit Waren vollgestopft waren. Er hatte vor allem bemerkt, daß das hintere Ende der Ladentheke mit Zink beschlagen war; darauf standen Flaschen, auf denen metallene Ausgießer steckten und die Schnaps enthielten.

Ihm blieb keine Zeit, stehenzubleiben. Eine andere Tür mit Scheibengardinen davor. Man ging durch die Küche. Ein alter Mann saß in einem Korbsessel, dicht vor dem Herd.

»Hier entlang ...«

Ein kälterer Flur. Noch eine Tür. Dann ein Raum, den man nicht erwartet hatte, halb Salon, halb Eßzimmer, mit einem Klavier, einem Geigenkasten, sorgfältig gebohnertem Parkett, schweren Möbeln und mit Reproduktionen von Gemälden an den Wänden.

»Geben Sie mir Ihren Mantel.«

Der Tisch war gedeckt: ein grobkariertes Tischtuch, silbernes Besteck, Tassen aus feinem Porzellan.

»Sie nehmen doch sicherlich eine Kleinigkeit ...«

Maigrets Mantel hing bereits im Korridor, und Anna kam in einer Hemdbluse aus weißer Seide zurück, in der sie noch weniger wie ein junges Mädchen aussah.

Dabei besaß sie durchaus volle Formen. Warum wirkte sie eigentlich so wenig fraulich? Man konnte sie sich nicht verliebt vorstellen. Und noch weniger hätte man sich einen Mann vorstellen können, der sich in sie verliebte!

Offenbar hatte sie alles vorbereitet. Sie brachte eine dampfende Kaffeekanne herein und goß drei Tassen ein. Dann verschwand sie erneut und kam mit einer Reistorte zurück.

»Setzen Sie sich doch, Herr Kommissar ... Meine Mutter wird gleich kommen.«

»Sind Sie es, die Klavier spielt?«

»Ich und meine Schwester ... Aber sie hat weniger Zeit dafür als ich. Abends muß sie Hausaufgaben korrigieren.«

»Und die Geige?«

»Mein Bruder ...«

»Er ist nicht hier in Givet?«

»Er wird gleich kommen. Ich habe ihn von Ihrer Ankunft benachrichtigt.«

Sie schnitt die Torte in Stücke und bediente den Besucher mit der Autorität der Gastgeberin. Madame Peeters trat ein, die Hände vor dem Bauch gefaltet, und

deutete zaghaft ein Lächeln der Begrüßung an, ein Lächeln voller Melancholie und Resignation.

»Anna hat mir gesagt, daß Sie so freundlich waren ...«

Sie war mehr Flämin als ihre Tochter und hatte einen leichten Akzent behalten. Sie hatte ein fein geschnittenes Gesicht, und ihre erstaunlich weißen Haare verliehen ihr einen gewissen Adel. Sie setzte sich auf den Rand ihres Stuhls wie eine Frau, die es gewohnt ist, gestört zu werden.

»Sie müssen hungrig sein, nach der Reise ... Ich selbst habe überhaupt keinen Appetit mehr, seit ...«

Maigret dachte an den Alten, der in der Küche geblieben war. Warum kam er nicht auch, um ein Stück Torte zu essen? Gerade in diesem Augenblick sagte Madame Peeters zu ihrer Tochter:

»Bring deinem Vater auch ein Stück ...«

Und zu Maigret:

»Er verläßt seinen Sessel fast überhaupt nicht mehr ... Er bekommt kaum noch mit, was um ihn herum geschieht ...«

Alles in dieser Atmosphäre war weit von jeder Dramatik entfernt. Man hatte den Eindruck, daß draußen die schlimmsten Ereignisse eintreten konnten, ohne die Ruhe im Hause der Flamen zu stören, in dem es kein Staubkörnchen gab, keinen Lufthauch und kein anderes Geräusch als das Knistern des Ofens.

Maigret fragte, während er von der mächtigen Reistorte aß:

»An welchem Tag war es genau?«

»Am 3. Januar. Einem Mittwoch.«

»Heute haben wir den 20«
»Ja, man hat uns nicht sofort beschuldigt.«
»Dieses junge Mädchen – wie hieß sie noch?«
»Germaine Piedbœuf ... Sie ist gegen acht Uhr abends gekommen. Sie hat den Laden betreten, und meine Mutter hat sie empfangen.«
»Was wollte sie?«
Madame Peeters schien eine Träne zu unterdrücken.
»Wie immer ... Sie beklagte sich, daß Joseph sie nicht besuchen kam, nichts von sich hören ließ ... Wo der Junge doch so viel arbeitet! Da gehört schon einiges dazu, Herr Kommissar, trotz allem das Studium fortzusetzen ...«
»Ist sie lange hiergeblieben?«
»Vielleicht fünf Minuten. Ich mußte sie bitten, nicht so zu schreien. Die Schiffer hätten es hören können. Anna ist gekommen und hat ihr gesagt, sie ginge besser nach Hause ...«
»Ist sie gegangen?«
»Anna hat sie hinausgeleitet. Ich bin in die Küche zurückgegangen und habe den Tisch abgeräumt ...«
»Und seitdem haben Sie sie nicht mehr gesehen?«
»Kein einziges Mal!«
»Und keiner aus der Gegend ist ihr je wieder begegnet?«
»Sie sagen alle nein!«
»Hat sie vielleicht mit Selbstmord gedroht?«
»Nein! Solche Frauen wie sie bringen sich nicht um ... Noch ein bißchen Kaffee? Ein Stück Torte? Anna hat sie gebacken ...«

Ein weiteres Detail, das sich dem Bild Annas hinzufügte. Sie saß still und zufrieden auf ihrem Stuhl und beobachtete den Kommissar, als wenn die Rollen vertauscht worden wären: als gehörte sie zum Quai des Orfèvres und er zu dem Haus der Flamen.

»Wissen Sie noch, was Sie an jenem Abend gemacht haben?«

Es war Anna, die mit einem traurigen Lächeln antwortete:

»Man hat uns darüber so oft verhört, daß wir uns zwangsläufig an die kleinsten Einzelheiten erinnern. Als ich ins Haus zurückkam, bin ich hochgegangen, um aus meinem Zimmer Wolle zum Stricken zu holen. Als ich wieder herunterkam, saß meine Schwester am Klavier, hier im Zimmer, und Marguerite kam gerade herein ...«

»Marguerite?«

»Unsere Kusine ... Die Tochter von Dr. van de Weert. Sie wohnen hier in Givet. Ich kann es Ihnen auch gleich sagen, Sie erfahren es ja doch: Sie ist die Verlobte von Joseph ...«

Madame Peeters erhob sich seufzend, weil die Ladenglocke geläutet hatte. Dann hörte man sie mit beinahe fröhlicher Stimme flämisch sprechen, während sie Bohnen oder Erbsen abwog.

»Das ist der große Kummer meiner Mutter ... Seit langem stand fest, daß Joseph und Marguerite heiraten würden. Sie waren schon mit sechzehn verlobt. Aber Joseph sollte erst sein Studium beenden. Ja, und dann kam dieses Kind dazwischen ...«

»Und trotzdem wollten sie heiraten?«

»Nein! Nur – Marguerite wollte keinen anderen. Sie liebten sich immer noch ...«

»Wußte Germaine Piedbœuf das?«

»Ja! Aber sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, Josephs Frau zu werden, und sie war so hartnäckig, daß mein Bruder es ihr versprach, um endlich Ruhe zu haben. Die Hochzeit sollte nach dem Examen stattfinden ...«

Wieder läutete die Ladenglocke, und Madame Peeters trottete durch die Küche.

»Sie wollten mir erzählen, was Sie am Abend des 3. Januar gemacht haben ...«

»Ja, richtig. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß meine Schwester und Marguerite hier im Zimmer waren, als ich die Treppe herunterkam. Wir haben bis halb elf Klavier gespielt. Mein Vater war schon um neun ins Bett gegangen, wie üblich. Meine Schwester und ich haben Marguerite bis zur Brücke zurückgebracht ...«

»Und Sie sind niemandem begegnet?«

»Niemandem ... Es war kalt. Wir gingen ins Haus zurück. Auch am nächsten Morgen dachten wir noch an nichts Böses. Am Nachmittag sprach man dann davon, daß Germaine Piedbœuf verschwunden sei. Erst zwei Tage später ist man auf die Idee gekommen, uns zu verdächtigen, weil irgendwer gesehen hatte, wie sie hier ins Haus ging. Erst hat uns der Polizeikommissar vorgeladen, dann Ihr Kollege aus Nancy. Offenbar hatte Monsieur Piedbœuf Anzeige erstattet. Sie haben das ganze Haus durchsucht, selbst den Keller und die Schuppen – sogar den Garten haben sie umgegraben.«

»Und Ihr Bruder war am 3. nicht in Givet?«

»Nein! Er kommt immer nur samstags, mit dem Motorrad, selten an einem Wochentag. Die ganze Stadt ist gegen uns, weil wir Flamen sind und weil wir Geld haben ...«

Ein Anflug von Stolz in der Stimme. Genauer gesagt, ein solides Selbstbewußtsein.

»Sie können sich gar nicht vorstellen, was für Geschichten man schon erfunden hat ...«

Schon wieder die Ladenglocke und gleich darauf eine junge Stimme:

»Ich bin's nur! Laßt euch nicht stören ...«

Eilige Schritte. Eine sehr weibliche Gestalt, die in das Eßzimmer stürmte und abrupt vor Maigret stehen blieb.

»Oh, Entschuldigung! Ich wußte nicht ...«

»Kommissar Maigret, der gekommen ist, uns zu helfen ... Meine Kusine Marguerite ...«

Eine zierliche, behandschuhte Hand in der Pranke Maigrets. Und ein schüchternes Lächeln.

»Anna hat mir gesagt, daß Sie sich bereit erklärt hätten ...«

Sie war sehr zart, zarter noch als hübsch. Blonde Kräusellöckchen umrahmten ihr Gesicht.

»Sie spielen Klavier, nicht wahr?«

»Ja. Die Musik bedeutet mir alles – besonders, wenn ich traurig bin.«

Ihr Lächeln erinnerte an den Ausdruck der Fotomodelle auf den Reklameprospekten: die Lippen zu einem Schmolmund geschürzt, der Blick halb verschleiert, der Kopf ein wenig zur Seite geneigt ...

»Ist Maria noch nicht zu Hause?«

»Nein. Sicher hat ihr Zug wieder Verspätung.«

Der allzu schwach gearbeitete Stuhl knarrte bedenklich, als Maigret die Beine übereinanderschlagen wollte.

»Um wieviel Uhr sind Sie am Abend des 3. Januar hierhergekommen?«

»Um halb neun. Vielleicht auch ein bißchen früher. Wir essen früh zu Abend, und mein Vater erwartete Freunde zum Bridge.«

»War das Wetter so wie heute?«

»Es regnete ... Es hat eine ganze Woche lang geregnet.«

»Hatte die Maas schon Hochwasser?«

»Es fing gerade an. Aber die Schleusen sind erst am 5. oder 6. geöffnet worden. Es gab noch Schleppzüge, die den Fluß entlangfuhren.«

»Ein Stück Torte, Herr Kommissar? Nein? Dann vielleicht eine Zigarre?«

Anna hielt ihm ein Kistchen belgischer Zigarren hin und murmelte, wie um sich zu entschuldigen:

»Das ist nicht geschmuggelt ... Ein Teil des Hauses steht auf der belgischen Seite und ein Teil in Frankreich.«

»Jedenfalls ist Ihr Bruder ganz aus der Sache heraus, denn er war ja in Nancy ...«

Anna fiel ihm störrisch ins Wort:

»Nicht einmal das! Bloß, weil ein Betrunkenener behauptet, sein Motorrad erkannt zu haben, wie es den Kai entlangfuhr. Erzählt hat er das vierzehn Tage später ... Als ob er sich dann noch daran hätte erinnern können! Da steckt Gérard dahinter, der Bruder von Ger-

maine Piedbœuf. Von Arbeit hält er nicht gerade viel. Also verbringt er seine Zeit damit, Zeugen aufzustöbern. Stellen Sie sich vor: die Piedbœufs wollen sich als Nebenkläger am Verfahren beteiligen und dreihunderttausend Francs Schadenersatz verlangen!«

»Wo ist das Kind?«

Die Glocke läutete, und man hörte Madame Peeters in den Laden eilen. Anna stellte die Torte in das Buffet und die Kaffeekanne auf den Ofen.

»Bei den Piedbœufs!«

Hinter der Zwischenwand hörte man einen Schiffer lauthals nach Genever verlangen.

Die »Etoile Polaire«

Marguerite van de Weert kramte aufgeregt in ihrer Handtasche, weil sie Anna unbedingt etwas zeigen wollte.

»Hast du das *Echo de Givet* schon gelesen?«

Und sie hielt ihr einen Zeitungsausschnitt hin. Sie hatte ein bescheidenes Lächeln aufgesetzt. Anna gab das Papier an Maigret weiter.

»Wer hat dich auf diese Idee gebracht?«

»Ich bin selbst darauf gekommen, gestern, nur so.«

Es war eine Kleinanzeige:

Der Motorradfahrer, der am Abend des 3. Januar den Kai entlanggefahren ist, wird gebeten, sich im Lebensmittelgeschäft Peeters zu melden. Hohe Belohnung.

»Ich habe es nicht gewagt, meine Adresse anzugeben, aber ...«

Maigret hatte den Eindruck, daß Anna ihre Kusine ein wenig ungehalten ansah, während sie murmelte:

»Das ist ein Gedanke ... Aber es wird sich niemand melden.«

Und dabei hatte Marguerite doch so sehr gehofft, beglückwünscht zu werden!

»Wieso? Wenn es diesen Motorradfahrer überhaupt gegeben hat, dann sehe ich nicht ein, warum er sich nicht melden sollte, denn Joseph war es jedenfalls nicht ...«

Die Türen standen offen. In der Küche begann der Wasserkessel zu singen. Madame Peeters deckte den Tisch für das Abendessen. Vom Ladeneingang her hörte man Stimmen, und sogleich spitzten die beiden jungen Mädchen die Ohren.

»Bitte treten Sie ein! Ich kann Ihnen zwar nicht viel sagen, aber ...«

»Joseph!« stammelte Marguerite und erhob sich.

Ihre Stimme verriet noch mehr Anbetung als Liebe. Marguerite war wie verwandelt und wagte nicht, sich wieder hinzusetzen. Mit angehaltenem Atem blieb sie regungslos stehen, als erwartete sie die Ankunft eines Übermenschen.

Die Stimme ließ sich nun aus der Küche vernehmen:

»Guten Tag, Mutter!«

Und noch eine Stimme, die Maigret nicht kannte:

»Sie werden entschuldigen, Madame, aber ich habe noch einiges zu überprüfen, und da Ihr Sohn gerade vorbeikam ...«

Schließlich betraten zwei Männer das Eßzimmer.

Joseph Peeters runzelte kaum wahrnehmbar die Stirn und hauchte mit peinlich sanfter Stimme:

»Guten Tag, Marguerite.«

Sie nahm seine Hand in ihre beiden Hände.

»Bist du nicht zu müde, Joseph? Wie fühlst du dich?«

Anna hingegen blieb gelassen, wandte sich dem anderen Mann zu und deutete auf Maigret.

»Kommissar Maigret, den Sie sicher kennen ...«

»Inspektor Machère«, sagte der andere und reichte ihm die Hand. »Stimmt es, daß Sie ...«

Aber so konnte man sich nicht unterhalten, im Stehen, zwischen der Tür und dem gedeckten Tisch.

»Ich bin sozusagen nur in halbamtlicher Eigenschaft hier«, brummte Maigret. »Tun Sie bitte so, als wäre ich gar nicht da ...«

Anna berührte seinen Arm.

»Mein Bruder Joseph – Kommissar Maigret.«

Joseph streckte ihm eine lange, knochige und kalte Hand entgegen. Er war einen halben Kopf größer als Maigret, der immerhin einen Meter achtzig maß. Aber er war so dürr, daß man glauben konnte, er hätte trotz seiner fünfundzwanzig Jahre noch nicht aufgehört zu wachsen.

Eine schmale, knochige Nase. Müde Augen mit tiefen Ringen darunter. Kurzgeschnittenes, blondes Haar. Offenbar sah er schlecht, denn er zwinkerte unaufhörlich, wie um dem Licht der Lampe zu entfliehen.

»Sehr erfreut, Herr Kommissar. Sie machen mich verlegen ...«

Er war alles andere als elegant. Unter seinem speckigen Regenmantel trug er einen einfallslos geschnittenen, mausgrauen Anzug.

»Ich bin Ihrem Sohn bei der Brücke begegnet«, sagte Inspektor Machère, »und habe ihn gebeten, mir mit dem Motorrad hierher voranzufahren.«

Dann wandte er sich an Anna. An sie richtete er von nun an das Wort, als wäre sie die Herrin des Hauses.

Man sah weder Madame Peeters noch ihren Mann, der zusammengesunken in seinem Korbsessel in der Küche saß.

»Ich nehme an, daß man ohne Schwierigkeiten auf das Dach gelangen kann?«

Alle sahen sich an.

»Durch die Luke im Dachboden«, antwortete Anna.
»Wollen Sie ...?«

»Ja, ich möchte gern einen Blick dort hinaufwerfen.«

Maigret nahm die Gelegenheit wahr, das Haus zu besichtigen. Die Treppe glänzte; der Linoleumbelag der Stufen war so gut gebohnt, daß man aufpassen mußte, um nicht auszurutschen.

In der ersten Etage ein Treppenabsatz mit den Türen zu drei Zimmern. Joseph und Marguerite waren unten geblieben. Anna ging voraus, und der Kommissar bemerkte, daß sie sich leicht in den Hüften wiegte.

»Ich muß Sie sprechen!« flüsterte der Inspektor.

»Gleich!«

Und sie erreichten die zweite Etage. Auf der einen Seite befand sich eine ausgebaute Mansarde, die aber nicht bewohnt wurde. Auf der anderen Seite ein geräumiger Speicher mit unverkleideten Balken und Stapeln von Kisten und Säcken voller Waren. Um die Dachluke zu erreichen, mußte der Inspektor auf zwei übereinandergestellte Kisten klettern.

»Gibt es hier kein Licht?«

»Ich habe meine Taschenlampe mit ...«

Der Inspektor war ein junger Mann, mit rundem Gesicht, jovial und von unermüdlicher Aktivität. Maigret

kletterte nicht auf das Dach, sondern blickte nur durch die Luke. Sturmböen fegten über das Haus hinweg. Man hörte den Fluß grollen, und in der Dunkelheit sah man die Lichtflecken einiger Gaslaternen auf seiner unruhigen Oberfläche tanzen.

Links auf dem Dachsims befand sich ein Behälter aus Zink, der mindestens zwei Kubikmeter faßte und auf den der Inspektor ohne zu zögern zuging. Er diente offenbar dazu, Regenwasser zu sammeln.

Machère beugte sich darüber, schien enttäuscht, ging noch einige Schritte auf dem Dach hin und her und bückte sich dann, um etwas aufzuheben.

Anna wartete schweigend in der Dunkelheit, hinter Maigret. Erst kamen die Beine des Inspektors wieder zum Vorschein, dann sein Oberkörper, schließlich sein Gesicht.

»Ein Versteck, auf das ich erst heute nachmittag gekommen bin, als ich feststellte, daß die Leute in meinem Hotel Regenwasser trinken. Aber da oben ist die Leiche auch nicht ...«

»Was haben Sie aufgehoben?«

»Ein Taschentuch. Ein Damentaschentuch ...«

Er faltete es auseinander, leuchtete mit seiner Taschenlampe darauf und suchte vergeblich nach einem Monogramm. Das Tuch war schmutzig und hatte schon längere Zeit im Freien gelegen.

»Wir werden uns später darum kümmern«, seufzte der Inspektor und ging zur Tür.

Als sie wieder in die warme Atmosphäre des Eßzimmers kamen, saß Joseph Peeters auf dem Klavierhocker und las den Zeitungsausschnitt, den Marguerite ihm gerade gegeben hatte. Sie stand aufrecht vor ihm, und ihr breitrandiger Hut, ihr mit kleinen Volants besetzter Mantel betonten noch ihre zierliche, ätherische Erscheinung.

»Würden Sie mich heute abend in meinem Hotel aufsuchen?« sagte Maigret zu dem jungen Mann.

»In welchem Hotel?«

»Im Hôtel de la Meuse!« mischte Anna sich ein.

»Sie wollen uns doch nicht schon verlassen, Herr Kommissar? Ich wollte Sie bitten, zum Abendessen zu bleiben, aber ...«

Maigret ging durch die Küche. Madame Peeters sah ihn verblüfft an.

»Sie gehen schon?«

Der Greis blickte mit leeren Augen vor sich hin. Er rauchte eine Meerschaumpfeife und schien an nichts anderes zu denken. Er grüßte nicht einmal.

Draußen tobte der Wind, das Hochwasser der Maas gurgelte, und die Kähne, die Seite an Seite vertäut lagen, schlugen hart gegeneinander. Inspektor Machère wechselte rasch auf die andere Seite, als er merkte, daß er rechts von Maigret ging.

»Glauben Sie, daß sie unschuldig sind?«

»Keine Ahnung. Haben Sie Tabak?«

»Nur den ganz einfachen Knaster ... Wissen Sie, daß man in Nancy viel von Ihnen spricht? Und das beunruhigt mich. Denn diese Peeters ...«

Maigret war vor den Kähnen stehengeblieben und ließ

seinen Blick über sie schweifen. Wegen des Hochwassers, das die Schifffahrt lahmlegte, wirkte Givet wie ein großer Binnenhafen. Sogar einige Lastkähne vom Rhein, tausend Tonnen groß und ganz aus schwarzem Stahl, hatten hier festgemacht. In ihrer Nähe nahmen sich die hölzernen Kähne aus dem Norden wie lackiertes Spielzeug aus.

»Ich muß mir unbedingt eine Mütze kaufen!« brummte der Kommissar, der seinen Hut festhalten mußte.

»Was hat man Ihnen eigentlich erzählt? Natürlich, daß sie unschuldig sind, oder?«

Wegen des heulenden Sturms mußte man sehr laut sprechen. Die Stadt, fünfhundert Meter entfernt, war nur eine Ansammlung von Lichtern. Das Haus der Flamen zeichnete sich mit seinen schwachgelb erleuchteten Fenstern gegen den unruhigen Himmel ab.

»Woher kommen sie?«

»Aus dem Norden Belgiens ... Der Vater Peeters ist im Limburgischen geboren, nahe der holländischen Grenze. Er ist zwanzig Jahre älter als seine Frau, müßte also jetzt über achtzig sein. Er war Korbmacher. Bis vor einigen Jahren übte er seinen Beruf noch aus, mit vier Arbeitern in der Werkstatt hinter dem Haus. Inzwischen ist er hoffnungslos verkalkt.«

»Sind sie reich?«

»So sagt man! Das Haus gehört ihnen. Sie haben sogar armen Schiffern, die ein Boot kaufen wollten, Geld geliehen. Sehen Sie, Kommissar, diese Leute haben nicht die gleiche Mentalität wie wir. Die alte Peeters hat mehrere hunderttausend Francs auf der Bank, aber das hindert sie nicht, den Kunden ein Tröpfchen auszuschen-

ken, wie sie es nennen ... Aber der Sohn soll Anwalt werden. Die ältere Tochter hat Klavierstunden genommen. Die andere ist Lehrerin in einer großen Klosterschule in Namur. Das ist mehr als nur eine gewöhnliche Lehrerin. Etwa soviel wie Klassenlehrerin an einem Lyzeum.«

Machère zeigte auf die Kähne.

»Auf den meisten Schiffen hier leben Flamen: Leute, die ihre Gewohnheiten nicht gern ändern. Die anderen gehen in die französischen Bistros in der Nähe der Brücke und trinken dort ihren Wein und ihren Aperitif. Die Flamen aber wollen nur ihren Genever, jemanden, der ihre Sprache versteht, und was weiß ich ... Jedes Schiff kauft bei den Peeters den Vorrat für eine Woche und noch länger ein ... Vom Schmuggel will ich erst gar nicht reden! Ihr Haus liegt dafür ja ideal ...«

Die Mäntel klebten am Leibe. Die Wellen schlugen so stark gegen die schwerbeladenen Kähne, daß das Wasser bis auf das Deck hinaufspritzte.

»Sie haben auch ganz andere Vorstellungen als wir. Für sie ist das kein Bistro, sondern nur ein Lebensmittelladen, auch wenn an der Theke Schnaps ausgeschenkt wird. Selbst die Frauen trinken regelmäßig ein Schlückchen, wenn sie ihre Einkäufe machen. Das scheint sogar das meiste einzubringen ...«

»Und die Piedbœufs?« fragte Maigret.

»Kleine Leute ... Der Alte ist Nachtwächter in der Fabrik. Die Tochter war Stenotypistin in der gleichen Firma. Auch der Sohn arbeitet dort ...«

»Ein seriöser junger Mann?«

»Das kann man nicht unbedingt sagen ... Er arbeitet nicht gerade viel. Er spielt lieber Billard im Café de la Mairie. Er ist ein hübscher Junge, und er weiß das auch ...«

»Und die Tochter?«

»Germaine? Sie hatte Liebhaber ... Wissen Sie, Kommissar, sie war eines von diesen Mädchen, die abends mit einem Mann in dunklen Ecken herumstehen. Was nicht heißen soll, daß das Kind nicht von Joseph Peeters ist. Ich habe es gesehen. Es hat große Ähnlichkeit mit ihm. Eines kann man jedenfalls nicht abstreiten, nämlich, daß sie am Abend des 3. Januar kurz nach acht in das Haus gegangen ist und daß sie seitdem niemand mehr gesehen hat ...«

Inspektor Machère sprach deutlich.

»Ich habe mir alles genau angesehen und sogar mit Hilfe eines Architekten einen detaillierten Aufriß sämtlicher Räume des Hauses angefertigt. Nur an eines hatte ich nicht gedacht: das Dach ... Wer denkt denn auch schon daran, daß jemand eine Leiche auf dem Dach versteckt haben könnte? Deshalb bin ich eben hinaufgeklettert, aber außer einem Taschentuch habe ich nichts gefunden.«

»Und die Maas?«

»Genau! Darüber wollte ich gerade mit Ihnen sprechen ... Ihnen ist doch sicher auch bekannt, daß man die Ertrunkenen fast immer an den Wehren wiederfindet ... Von hier bis Namur gibt es acht davon. Allerdings war der Fluß zwei Tage nach dem Verbrechen so weit über die Ufer getreten, daß man die Wehre öffnen mußte; das kommt hier jeden Winter vor. Die Strömung kann Germaine Piedbœuf also durchaus bis Holland getrieben haben, wenn nicht gar bis ins Meer ...«

»Man hat mir gesagt, daß Joseph Peeters an dem Abend nicht hier gewesen sei, an dem ...«

»Ich weiß! Er behauptet es jedenfalls. Aber ein Zeuge hat ein Motorrad gesehen, das seinem gleicht. Joseph schwört, daß er es nicht gewesen sei.«

»Hat er kein Alibi?«

»Ja und nein. Ich bin extra deswegen nach Nancy zurückgefahren. Er hat dort ein möbliertes Zimmer, in das er hineinkommt, ohne von seiner Zimmerwirtin gesehen zu werden ... Außerdem verkehrt er häufig in den Cafés und Lokalen, in denen die Studenten sich jeden Abend treffen. Niemand erinnert sich genau, ob es nun am 3., 4. oder 5. Januar war, daß er die ganze Nacht in einem dieser Lokale verbracht hat.«

»Könnte Germaine Piedbœuf Selbstmord begangen haben?«

»Sie war nicht der Typ, der so etwas tut. Ein kränkliches, ein wenig flatterhaftes Persönchen, aber ihren kleinen Sohn vergötterte sie ...«

»Möglicherweise ist sie auch Opfer eines anderen Verbrechens geworden ...«

Diesmal schwieg Machère und ließ seinen Blick über die Kähne schweifen, die wenige Meter vom Ufer entfernt eine Art künstlicher Insel bildeten.

»Auch daran habe ich gedacht. Ich habe über jeden einzelnen Schiffer Erkundigungen eingezogen. Die meisten sind grundehrliche Leute, die mit ihrer ganzen Familie an Bord leben. Nur bei der ›Etoile Polaire‹ hatte ich gleich ein merkwürdiges Gefühl. Es ist der letzte Kahn stromaufwärts. Der, der am schmutzigsten

ist und so aussieht, als könnte er jeden Moment ab-
saufen ...«

»Und was ist damit?«

»Der Kahn gehört einem Belgier aus Tilleur, in der Nähe von Lüttich. Ein alter Grobian, der schon zweimal wegen Sittlichkeitsvergehen vorbestraft ist. Das Schiff ist in erbärmlichem Zustand, und die Gesellschaften weigern sich, es zu versichern. Es hat eine Menge Weibergeschichten und Affären mit jungen Mädchen gegeben. Aber warum wollen Sie ...?«

Die beiden Männer gingen erneut in die Richtung der Brücke und gelangten bald in den Lichtschein der Stadt. Zur Rechten sahen sie Bistros, französische Bistros, in denen mechanische Klaviere hämmerten.

»Ich lasse ihn überwachen. Aber das ändert nichts an der Zeugenaussage über das Motorrad ...«

»In welchem Hotel wohnen Sie?«

»Im Hôtel de la Gare.«

Maigret reichte ihm die Hand.

»Wir sehen uns noch, mein Lieber ... Die Untersuchung leiten natürlich Sie. Ich bin nur als Amateur hier.«

»Und was soll ich tun? Wenn man die Leiche nicht findet, gibt es keinerlei Beweis. Und wenn sie ins Wasser geworfen wurde, wird man sie niemals wiederfinden ...«

Sie hatten die Brücke erreicht. Maigret drückte ihm zerstreut noch einmal die Hand und verschwand im Hôtel de la Meuse.

Während des Abendessens notierte Maigret in sein Heft:

Meinungen über die Peeters

Machère: *Sie halten sich nicht für Schankwirte.*

Der Hotelier: *Diese Leute meinen, sie wären etwas Besseres. Habe ich etwa vor, meinen Sohn Anwalt werden zu lassen?*

Ein Schiffer: *In Flandern sind sie alle so!*

Ein anderer: *Sie halten zusammen wie die Freimaurer!*

Und es war seltsam, von der Stadt, das heißt von der Brücke aus, die den Mittelpunkt Givets bildete, zum Haus der Flamen hinüberzuschauen. Man war in einer französischen Stadt mit ihren engen Straßen und ihren Cafés voller Billard- und Dominospieler. Der Geruch von Anislikör und eine Atmosphäre allgemeiner Vertraulichkeit.

Dann der Fluß. Das Zollgebäude. Schließlich ganz am Ende, dort, wo das freie Feld begann, das Haus der Flamen: der mit Waren vollgestopfte Lebensmittelladen; der kleine Schanktisch für die Genevertrinker; die Küche und der senile Alte in seinem Korbsessel direkt neben dem Ofen; das Eßzimmer und das Klavier, die Geige, die schweren Sessel, die selbstgemachte Torte, Anna und Marguerite, das karierte Tischtuch, Joseph, lang, mager und kränklich, der mit dem Motorrad heimkam und von allen bewundert wurde!

Das Hôtel de la Meuse war ein Hotel für Handelsreisende. Der Besitzer kannte sie alle. Jeder hatte eine Serviettentasche mit seinem Namen.

Gegen neun Uhr kam Joseph Peeters zögernd wie ein Fremder herein, eilte auf den Kommissar zu und stammelte:

»Es gibt etwas Neues!«

Aber alle Leute sahen von ihren Tischen auf, und Maigret zog es vor, den jungen Mann auf sein Zimmer zu bitten.

»Was gibt es denn?«

»Sie wissen doch von der Annonce? Ein Motorradfahrer hat sich darauf gemeldet. Ein Tankwart aus Dinant, der an jenem Abend gegen halb neun an unserem Haus vorbeigefahren ist.«

Maigret war noch nicht dazugekommen, seine Reisetasche auszupacken. Er saß auf dem Bettrand und überließ seinem Besucher den einzigen Sessel.

»Lieben Sie Marguerite wirklich?«

»Ja. Das heißt ...«

»Das heißt?«

»Sie ist meine Kusine. Ich wollte sie zur Frau nehmen ... Das war seit langem beschlossene Sache ...«

»Was Sie aber nicht gehindert hat, Germaine Piedbœuf ein Kind zu machen!«

Schweigen. Dann, kaum wahrnehmbar gestammelt, ein schwaches:

»Ja ...«

»Liebten Sie sie?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hätten Sie sie geheiratet?«

»Ich weiß es nicht.«

Er saß im Lichtkegel der Lampe, und Maigret betrachtete sein hageres Gesicht, seine müden Augen, seine

kraftlosen Züge. Joseph Peeters wagte nicht, seinen Blick zu erwidern.

»Wie ist es dazu gekommen?«

»Wir trafen uns regelmäßig, Germaine und ich.«

»Und Marguerite?«

»Das war etwas anderes ...«

»Und dann?«

»Dann hat sie mir gesagt, daß sie ein Kind erwartete.

Ich wußte nicht mehr ...«

»Und Ihre Mutter war es, die ...«

»Meine Mutter und meine Schwestern ... Sie haben mir bewiesen, daß ich nicht der erste war, und daß Germaine vorher schon ...«

»... Liebhaber hatte?«

Das Fenster ging auf den Fluß hinaus, genau auf die Stelle, wo sich die Strömung mit unablässigem Tosen an den Pfeilern der Brücke brach.

»Lieben Sie Marguerite?«

Der junge Mann erhob sich unruhig und verlegen.

»Was meinen Sie?«

»Lieben Sie Marguerite oder Germaine?«

»Ich ... Das heißt ...«

Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn.

»Wie soll ich das wissen? Meine Mutter hatte für mich schon eine Anwaltskanzlei in Reims an der Hand ...«

»Für Sie und Marguerite?«

»Ich weiß es nicht. Die andere hatte ich auf einem Ball kennengelernt ...«

»Germaine?«

»Ja. Auf einem Ball, auf den zu gehen man mir verbo-

ten hatte. Ich habe sie dann nach Hause gebracht. Und auf dem Weg ...«

»Und Marguerite?«

»Das ist nicht das gleiche. Ich ...«

»Sie haben also Nancy in der Nacht vom 3. auf den 4. nicht verlassen?«

Maigret hatte genug gehört und ging zur Tür. Er wußte, was er von Joseph zu halten hatte: ein hagerer, knochiger Junge von schwachem Charakter, dessen Stolz von der Bewunderung seiner Schwestern und seiner Kusine genährt wurde.

»Und was machen Sie seitdem?«

»Ich bereite mich auf die Prüfung vor. Es ist meine letzte. Anna hat mir telegraphiert, ich solle herkommen, um Sie zu treffen. Soll ich ...«

»Nein, Sie können nach Nancy zurückfahren.«

Eine Gestalt, die Maigret nicht vergessen würde: die großen, hellen Augen mit ihren vor Nervosität geröteten Rändern. Die triste Anzugjacke und die Hose mit ihren ausgebeulten Knien ...

Im gleichen Anzug, nur mit einem Regenmantel darüber, würde Joseph Peeters mit dem Motorrad nach Nancy zurückkehren, ohne die zulässigen Geschwindigkeiten auch nur einmal zu überschreiten ...

Eine kleine Studentenbude bei irgendeiner verarmten alten Dame. Die Vorlesungen, von denen er sicherlich nie eine einzige schwänzte. Mittags das Café und das Billardspiel am Abend ...

»Wenn Ihre Anwesenheit erforderlich sein sollte, werde ich Sie benachrichtigen!«

Maigret war wieder allein. Er stützte sich mit den Ellenbogen auf die Fensterbank, ließ sich den Wind aus dem Tal entgegenwehen, sah die Maas in die Ebene strömen und erblickte in der Ferne ein kleines, gedämpftes Licht: das Haus der Flamen.

In der Dunkelheit ein Gewirr von Schiffen, Masten, Schornsteinen und den runden Vordersteven der Lastkähne.

Vornean die »Etoile Polaire« ...

Beim Hinausgehen stopfte er seine Pfeife und schlug den Samtkragen seines Mantels hoch. Der Wind war so stark, daß er sich trotz seiner kräftigen Statur gegen ihn stemmen mußte.

Die Hebamme

Wie gewöhnlich war Maigret schon seit acht Uhr morgens auf den Beinen. Die Hände in den Manteltaschen und die Pfeife zwischen den Zähnen, blieb er eine Weile unbeweglich vor der Brücke stehen, betrachtete den reißenden Fluß und ließ dann wieder seinen Blick über die Passanten schweifen.

Der Wind war genau so heftig wie am Abend zuvor. Es war viel kälter als in Paris.

Aber woran spürte man eigentlich die Nähe der Grenze? An den häßlich braunen Backsteinen der Häuser, die schon wie die belgischen Häuser aussahen mit ihren Schwellen aus Quadersteinen und ihren Fensterbänken, auf denen Kupfertöpfe standen?

Oder an den härteren, wie gemeißelten Gesichtszügen der Wallonen, an den khakifarbenen Uniformen der belgischen Zöllner? Oder daran, daß man in den Geschäften in beiden Währungen zahlen konnte?

Jedenfalls war es nicht zu übersehen, daß hier eine Grenze verlief. Zwei Arten von Menschen stießen hier aufeinander.

Maigret spürte das deutlicher als je zuvor, als er ein Bistro am Kai betrat, um einen Grog zu trinken. Ein typisch französisches Bistro mit seiner ganzen Palette von

Aperitifs in allen Farben. Die hellen Wände waren mit Spiegeln verkleidet, und die Leute tranken im Stehen ihr Vormittagsgläschen Weißwein.

Ein Dutzend Schiffer hatte sich um die Besitzer von zwei Schleppern geschart. Sie diskutierten darüber, ob man trotz des Hochwassers wagen konnte, flußabwärts zu fahren.

»Unmöglich, unter der Brücke von Dinant hindurchzukommen! Selbst wenn man es könnte, müßten wir fünfzehn Francs pro Tonne nehmen, französische Francs ... Das ist zu teuer. Bei dem Preis ist es besser, noch zu warten.«

Sie blickten zu Maigret herüber. Einer stieß den andern an. Der Kommissar war erkannt.

»Ein Flame sagt, er wolle morgen ohne Motor losfahren und sich von der Strömung treiben lassen.«

In dem Café waren keine Flamen. Sie gingen lieber in den Lebensmittelladen der Peeters mit seiner dunklen Holzverkleidung und seinem Geruch nach Kaffee, Zichorie, Zimt und Genever. Dort standen sie stundenlang, die Ellenbogen auf die Ladentheke gestützt, unterhielten sich träge über irgend etwas Belangloses und blickten mit ihren hellen Augen durch die transparente Reklame auf der Scheibe der Ladentür.

Maigret hörte den Gesprächen um ihn herum zu. Er erfuhr, daß die flämischen Schiffer unbeliebt waren, nicht so sehr wegen ihres Charakters, sondern weil ihre schnellen Schiffe mit den starken, tiptop gepflegten Motoren den Franzosen Konkurrenz machten und weil sie Fracht selbst zu lächerlichen Tarifen entgegennahmen.

»Und dann fangen sie auch noch an, junge Mädchen umzubringen!«

Diese Bemerkung galt Maigret, und man beobachtete ihn dabei aus den Augenwinkeln.

»Man fragt sich, worauf die Polizei eigentlich noch wartet, um die Peeters zu verhaften. Vielleicht haben sie aber auch zuviel Geld, und deshalb traut man sich nicht ...«

Maigret ging hinaus, wanderte noch einige Minuten ziellos über den Kai und betrachtete das braune Wasser, das Äste und Zweige mit sich fortschwemmte. In der kleinen Straße zur Linken faßte er das Haus ins Auge, das Anna ihm gezeigt hatte.

Das Licht an diesem Morgen war traurig, der Himmel eintönig und grau. Die Leute froren und blieben nicht lange auf den Straßen.

Der Kommissar ging zur Haustür und zog an der Glocke. Es war kurz vor halb neun. Die Frau, die ihm die Tür öffnete, war offenbar gerade mit Reinemachen beschäftigt, denn sie wischte sich die Hände an der feuchten Schürze ab.

»Zu wem wollen Sie?«

Am Ende des Flurs sah man eine Küche und in deren Mitte einen Eimer und einen Schrubber.

»Ist Monsieur Piedbœuf da?«

Sie musterte ihn mißtrauisch von Kopf bis Fuß.

»Der Vater oder der Sohn?«

»Der Vater.«

»Sie sind doch sicher von der Polizei? Dann sollten Sie eigentlich wissen, daß er um diese Zeit schläft, weil er Nachtwächter ist und nie vor sieben Uhr morgens

nach Hause kommt. Also bitte, wenn Sie hinaufgehen wollen ...«

»Nicht nötig. Und der Sohn?«

»Der ist vor zehn Minuten zur Arbeit gegangen.«

In der Küche hörte man einen Löffel zu Boden fallen. Maigret sah den Kopf eines Kindes.

»Das ist nicht zufällig ...« begann er.

»Ja, das ist der Sohn unserer armen Mademoiselle Germaine. Jetzt aber rein oder raus, das ganze Haus wird kalt!«

Der Kommissar trat ein. Die Wände des Korridors waren in einem Marmormuster gestrichen. Die Küche war unaufgeräumt, und die Frau brummte unverständliche Worte, während sie Eimer und Schrubber zur Seite räumte. Auf dem Tisch standen schmutzige Teller und Tassen. Ein Junge von zweieinhalb Jahren saß allein davor, aß ungeschickt ein weichgekochtes Ei und bekleckerte sich dabei mit Eigelb.

Die Frau war um die vierzig. Sie war hager und hatte ein ausgemergeltes Gesicht.

»Ziehen Sie das Kind auf?«

»Ja. Seit sie seine Mutter umgebracht haben, kümmerge ich mich die meiste Zeit um ihn. Der Großvater braucht vormittags seinen Schlaf, und sonst gibt es niemanden hier im Haus. Wenn ich zu einer Patientin gerufen werde, muß ich ihn einer Nachbarin anvertrauen.«

»Patientin?«

»Ich bin staatlich geprüfte Hebamme.«

Sie hatte ihre karierte Schürze ausgezogen, als ob diese ihr etwas von ihrer Würde nähme.

»Hab keine Angst, mein kleiner Jojo!« sagte sie zu dem Kind, das den Besucher ansah und zu essen aufgehört hatte.

Ähnelte es Joseph Peeters? Das war schwer zu sagen. Jedenfalls war es ein schwächliches Kind. Es hatte unregelmäßige Züge, einen zu großen Kopf, einen mageren Hals und vor allem einen schmalen und langgezogenen Mund, der wie der Mund eines Zehnjährigen aussah.

Das Kind ließ Mairret nicht aus den Augen, aber sein Blick war ausdruckslos. Es zeigte auch keine Regung, als die Hebamme es vielleicht ein bißchen zu theatralisch in die Arme nahm und ausrief:

»Das arme Hascherl! Iß dein Ei, mein Schatz!«

Sie hatte Mairret keinen Stuhl angeboten. Auf dem Fußboden waren Wasserlachen, und auf dem Herd stand ein Topf mit Suppe.

»Sie sind sicher der aus Paris.«

Die Stimme war noch nicht aggressiv, aber auch alles andere als liebenswürdig.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Hier hat es keinen Zweck, geheimnisvoll zu tun. Hier weiß jeder Bescheid!«

»Sprechen Sie sich aus!«

»Sie wissen das doch genau so gut wie ich! Eine schöne Aufgabe haben Sie da übernommen! Aber die Polizei war immer schon auf der Seite der Reichen, nicht wahr?«

Mairret hatte die Stirn gerunzelt, nicht wegen dieser absurden Vorwürfe, sondern wegen der Einstellung, die diese Worte verrieten.

»Die Flamen selbst haben doch jedem erzählt, daß man ihnen zwar im Moment noch Scherereien machen könne, aber nicht für lange, und daß die Dinge sich ändern würden, sobald irgend so ein Kommissar aus Paris ankäme!«

Sie lächelte böse.

»In der Tat! Man hat ihnen ja reichlich Zeit gelassen, ihre Lügenmärchen vorzubereiten! Sie wissen nur zu gut, daß man die Leiche von Mademoiselle Germaine nie finden wird! Iß, mein Kleines. Hab keine Angst ...«

Sie betrachtete mit feuchten Augen den kleinen Jungen, der seinen Löffel in die Luft hielt, ohne Maigret aus den Augen zu lassen.

»Und sonst haben Sie mir nichts Besonderes zu sagen?« fragte der Kommissar.

»Absolut nicht! Die Peeters dürften Ihnen ja schon sämtliche Auskünfte gegeben haben, die Sie benötigen, und sie haben Ihnen wahrscheinlich auch schon gesagt, daß das Kind nicht von ihrem Joseph sei!«

Hatte es noch einen Sinn, sich weiter zu bemühen? Maigret war der Feind. Ihm war, als wehte eine Atmosphäre des Hasses durch das ärmliche Haus.

»Also bitte, wenn Sie Monsieur Piedbœuf sprechen wollen, dann brauchen Sie nur gegen Mittag wiederzukommen. Das ist die Zeit, zu der er aufsteht, und zu der Monsieur Gérard aus dem Büro zurückkommt ...«

Sie führte ihn durch den Flur hinaus und schloß die Tür hinter ihm. Die Rollos im ersten Stock waren heruntergezogen.

Kurz vor dem Haus der Flamen traf Maigret den In-

spektor, der sein Gespräch mit zwei Schiffern abbrach, als er den Kommissar erblickte.

»Was erzählen sie?«

»Ich habe mit ihnen über die ›Etoile Polaire‹ gesprochen. Sie glauben sich zu erinnern, daß der Besitzer am 3. Januar das Café des Mariniers gegen acht Uhr verlassen hatte und daß er, wie jeden Abend, betrunken war. Jetzt, um diese Zeit, schläft er noch. Ich war eben erst auf seinem Kahn, und er hat mich nicht einmal gehört ...«

Hinter dem Schaufenster des Lebensmittelladens konnte man den weißhaarigen Kopf von Madame Peeters erkennen, die die Polizeibeamten beobachtete.

Ihre Unterhaltung war zusammenhanglos. Die beiden Männer schauten umher, ohne etwas Bestimmtes zu suchen.

Auf der einen Seite der Fluß, dessen Wehre geöffnet waren und der Zweige und Unrat mit neun Kilometern in der Stunde mit sich fortriß.

Auf der anderen Seite das Haus.

»Das Haus hat zwei Eingänge!« sagte Machère.

»Den einen, den wir sehen, und einen anderen, hinter dem Haus. Im Hof gibt es einen Brunnen.« Und er beeilte sich, hinzuzufügen: »Ich habe ihn ausgelotet. Ich glaube, ich habe alles durchsucht. Und trotzdem habe ich irgendwie das Gefühl, daß die Leiche nicht in die Maas geworfen wurde. Was hatte dieses Damentaschentuch auf dem Dach zu suchen?«

»Wissen Sie schon, daß man den Motorradfahrer gefunden hat?«

»Man hat mich davon benachrichtigt. Aber das be-

weist noch nicht, daß Joseph Peeters an jenem Abend nicht hier war ...«

Machère hatte recht. Es gab keinen Beweis, weder dafür noch dagegen! Es gab nicht einmal eine einzige ernstzunehmende Zeugenaussage!

Germaine Piedboëuf war gegen acht Uhr in den Laden gekommen. Die Flamen behaupteten, daß sie einige Minuten später wieder gegangen sei, aber niemand sonst hatte sie gesehen.

Das war alles!

Die Piedboëufs hatten Anzeige erstattet und verlangten dreihunderttausend Francs Schadenersatz.

Zwei Schiffersfrauen betraten den Laden, und die Glocke läutete.

»Glauben Sie immer noch, Herr Kommissar ...«

»Ich glaube überhaupt nichts, mein Lieber! Bis nachher ...«

Er betrat ebenfalls den Laden. Die beiden Kundinnen rückten zusammen, um ihm Platz zu machen. Madame Peeters rief:

»Anna!«

Sie beeilte sich, ihm die Glastür zur Küche aufzuhalten.

»Treten Sie ein, Herr Kommissar. Anna kommt gleich. Sie räumt gerade die Zimmer auf.«

Sie wandte sich erneut ihren Kundinnen zu, und der Kommissar durchquerte die Küche, ging durch den Flur und stieg langsam die Treppe hinauf.

Anna hatte offenbar nichts gehört. Aus einem Zimmer, dessen Tür offenstand, hörte Maigret Geräusche

und sah dann die junge Frau, die sich ein Tuch um den Kopf gebunden hatte und damit beschäftigt war, eine Anzughose auszubürsten.

Sie bemerkte den Besucher im Spiegel, fuhr herum und ließ die Bürste fallen.

»Sind Sie schon länger da?«

Sie war immer noch die gleiche, auch in ihrem Morgenmantel. Sie bewahrte auch jetzt den gleichen Ausdruck einer wohlherzogenen, ein wenig zurückhaltenden jungen Dame.

»Pardon, Mademoiselle Anna. Man hat mir gesagt, daß Sie hier oben seien. Ist das das Zimmer Ihres Bruders?«

»Ja. Er ist heute morgen sehr früh zurückgefahren. Das Examen ist alles andere als leicht, und er will es wie die vorherigen mit Auszeichnung bestehen.«

Auf einer Kommode stand ein großes Bild von Marguerite van de Weert in einem Sommerkleid und einem italienischen Strohhut.

Und das junge Mädchen hatte mit hoher und spitzer Schrift den Anfang von *Solveigs Lied* darunter geschrieben:

*Der Winter mag scheiden,
der Frühling vergeh'n,
der Sommer mag verwelken,
das Jahr verweh'n ...*

Maigret nahm das Bild in die Hand. Anna musterte ihn aufmerksam und sogar ein wenig mißtrauisch, als ob sie fürchtete, er könnte darüber lächeln.

»Das sind Verse von Ibsen«, sagte sie.

»Ich weiß ...«

Und Mairret rezitierte die letzten Zeilen:

*Ich will deiner harren,
bis du mir nah',
und harrest du dort oben,
so treffen wir uns da ...*

Fast hätte er dennoch gelächelt, als er sah, daß Anna immer noch Josephs Hose in der Hand hielt.

Es war unerwartet, kitschig und rührend zugleich, diese heroischen Verse mitten in diesem dumpfen Studentenzimmer.

Joseph Peeters, hager und schlecht gekleidet, mit seinen blonden Haaren, die auch mit Frisiercreme nicht anliegen wollten, mit seiner unproportionierten Nase, seinen kurzsichtigen Augen ...

Mein holder Verlobter ...

Und dann dieses Porträt einer kleinen, überzarten Provinzschönheit!

Das war nicht der erhabene Rahmen des Dramas von Ibsen. Sie rief ihren Treueschwur nicht den Sternen entgegen – nein, kleinbürgerlich schrieb sie Verse ab, unten auf den Rand einer Fotografie.

Ich will deiner harren ...

Und sie hatte tatsächlich seiner geharrt! Trotz Germaine Piedbœuf! Trotz des Kindes! Trotz all der Jahre!

Maigret empfand ein leichtes Unbehagen. Er betrachtete den Tisch, der mit einer grünen Schreibunterlage bedeckt war, mit einem Tintenfäßchen aus Messing darauf, das sicherlich ein Geschenk war, und Federhaltern aus Galalith.

Mechanisch zog er eine der Schubladen der Kommode auf und erblickte in einer Pappschachtel ohne Deckel Amateurfotos.

»Mein Bruder hat einen Apparat.«

Junge Leute mit Studentenmützen. Joseph auf dem Motorrad, die Hand am Gasgriff, wie vor einem rasanten Start. Anna am Klavier. Ein anderes junges Mädchen, zierlicher und trauriger ...

»Das ist meine Schwester Maria.«

Und dann plötzlich ein kleines Paßfoto, trostlos wie alle Bilder dieser Art mit ihrem brutalen Schwarz-Weiß-Kontrast. Ein junges Mädchen, aber so zart, so zerbrechlich, daß sie wie ein Kind aussah. Große Augen, die das ganze Gesicht beherrschten. Sie trug ein lächerliches Hütchen und schien voller Angst in die Kamera zu starren.

»Germaine, nicht wahr?«

Das Kind sah ihr ähnlich.

»War sie krank?«

»Sie hatte Tuberkulose. Sie war nie sehr gesund.«

Aber Anna war es! Sie war groß, kräftig gebaut und verfügte vor allem über ein erstaunliches physisches und psychisches Gleichgewicht. Sie hatte die Hose jetzt über die Steppdecke des Bettes gelegt.

»Ich komme gerade von den Piedbœufs ...«

»Was haben sie gesagt? Bestimmt haben sie ...«

»Ich habe nur eine Hebamme angetroffen. Und den Kleinen.«

Sie stellte keine Fragen, wie aus Scheu. Ihr Verhalten hatte etwas diskret Zurückhaltendes.

»Ihr Zimmer ist nebenan?«

»Ja. Ich teile es mit meiner Schwester.«

Es gab eine Verbindungstür, die der Kommissar öffnete. Das andere Zimmer war heller, weil die Fenster auf den Fluß hinausgingen. Das Bett war schon gemacht. Hier herrschte nicht die geringste Unordnung, nicht ein Kleidungsstück lag auf den Möbeln.

Nur zwei Nachthemden, die sorgsam zusammengefoldet auf den beiden Kopfkissen lagen.

»Sie sind jetzt fünfundzwanzig?«

»Sechszwanzig.«

Maigret hätte gern eine Frage gestellt, wußte aber nicht, wie er sie anbringen sollte.

»Sind Sie jemals verlobt gewesen?«

»Nein, nie.«

Aber das war nicht genau das, was er sie eigentlich hatte fragen wollen. Sie beeindruckte ihn, besonders jetzt, als er ihr Zimmer sah. Sie beeindruckte ihn wie eine rätselhafte Statue. Er fragte sich, ob dieser Körper, der bar alles Verführerischen war, schon einmal vor Leidenschaft gebebt hatte, ob Anna mehr war als nur eine ergebene Schwester, eine vorbildliche Tochter, eine perfekte Hausfrau, eine Peeters; mit anderen Worten, ob sich hinter dieser Fassade eine richtige Frau verbarg!

Sie wandte den Blick nicht ab. Sie wich nicht aus. Sie mußte gemerkt haben, daß er ihre Figur ebenso musterte, wie er ihre Gesichtszüge erforschte, aber sie zuckte nicht einmal mit den Wimpern.

»Wir haben mit niemandem Kontakt, außer mit den van de Weerts ...«

Maigret zögerte, und seine Stimme klang nicht mehr ganz unbefangen, als er sagte:

»Ich möchte Sie bitten, sich für ein Experiment zur Verfügung zu stellen ... Würden Sie in das Eßzimmer hinuntergehen und so lange Klavier spielen, bis ich Sie rufe? Wenn möglich das gleiche Stück wie am 3. Januar. Wer hat damals gespielt?«

»Marguerite. Sie singt und begleitet sich dazu auf dem Klavier. Sie hat Gesangsstunden genommen.«

»Erinnern Sie sich an das Stück?«

»Es ist immer das gleiche: *Solveigs Lied*. Aber ... Ich ... ich verstehe nicht, wozu ...«

»Ein einfaches Experiment ...«

Sie ging rückwärts hinaus und wollte die Tür schließen.

»Nein! Lassen Sie sie offen.«

Einige Augenblicke später glitten ihre Finger gleichgültig über die Tasten und spielten eine Reihe kaum verbundener Akkorde. Ohne Zeit zu verlieren, öffnete Maigret die Schränke in dem Zimmer der beiden Mädchen.

Zuerst nahm er sich den Wäscheschrank vor. Regelmäßige Stapel von sorgfältig gebügelten Hemden, Hosen und Unterröcken.

Die Akkorde verbanden sich, und man konnte die

Melodie erkennen. Maigrets grobe Hände eilten zwischen der Wäsche aus weißer Baumwolle hin und her.

Ein Augenzeuge hätte ihn wahrscheinlich für einen Verliebten gehalten, wenn nicht gar für einen Mann, der sich irgendeiner dubiosen Leidenschaft hingab.

Biedere Wäsche aus grobem, unverwüstlichem Stoff. Die Sachen der beiden Schwestern lagen nicht getrennt.

Dann nahm er sich eine Schublade vor: Strümpfe, Strumpfhalter, Schachteln mit Haarnadeln. Kein Puder, kein Parfüm, abgesehen von einem Fläschchen Kölnisch Wasser, das sicherlich besonderen Anlässen vorbehalten war.

Die Musik schwoll an und füllte das Haus. Und nach und nach begann eine Stimme das Klavier zu begleiten, übernahm die Führung:

*Mein holder Verlobter,
gewiß, du wirst mein ...*

Das war nicht Marguerite, die dort sang! Das war Anna Peeters! Sie sang alle Silben akzentuiert und betonte bestimmte Zeilen mit Wehmut.

Maigrets Hände suchten immer noch fieberhaft und tasteten Wäschestücke ab.

In einem Wäschestapel raschelte etwas, das kein Stoff, sondern nur Papier sein konnte.

Noch ein Porträt. Ein Amateurfoto, chamois mit Blütenrand: ein junger Mann mit gewelltem Haar, feinen Zügen und einer selbstsicher und ein bißchen mokant vorgeschobenen Oberlippe.

Maigret wußte nicht, an wen ihn das Bild erinnerte. Aber es erinnerte ihn an irgend etwas.

*Ich hab' es versprochen,
ich harre treulich dein ...*

Eine tiefe, fast maskuline Stimme, die langsam erlosch. Dann ein Rufen:

»Muß ich noch weiterspielen, Herr Kommissar?«

Er schloß die Schranktüren, steckte die Fotografie und ging rasch in Josephs Zimmer.

»Nein, Sie können aufhören!«

Als Anna zurückkam, fiel ihm auf, daß sie blasser war. Hatte sie mit zuviel Inbrunst gesungen? Sie blickte sich im Zimmer um, entdeckte aber nichts Ungewöhnliches.

»Ich verstehe immer noch nicht ... Aber ich wollte Sie etwas fragen, Herr Kommissar. Sie haben Joseph gesehen, gestern abend. Was halten Sie von ihm? Glauben Sie, daß er fähig wäre ...«

Sie hatte, gewiß unten im Eßzimmer, ihr Kopftuch abgenommen, und Maigret hatte sogar den Eindruck, daß sie sich die Hände gewaschen hatte.

»Es ist unbedingt erforderlich, unbedingt, verstehen Sie, daß alle seine Unschuld anerkennen! Er muß unbedingt glücklich werden!«

»Mit Marguerite van de Weert?«

Sie sagte nichts und seufzte nur.

»Wie alt ist Ihre Schwester Maria?«

»Achtundzwanzig. Alle sind überzeugt, daß sie einmal Direktorin der Schule in Namur wird ...«

Maigret tastete nach dem Porträt in seiner Tasche.

»Hat sie keine Verehrer?«

Verblüfft fragte sie zurück:

»Wer, Maria?«

Das kam so prompt, als wollte sie sagen:

»Maria und einen Verehrer? Sie kennen sie nicht!«

»Ich werde meine Untersuchung fortsetzen«, sagte Maigret und ging hinaus auf den Treppenabsatz.

»Haben Sie schon etwas herausbekommen?«

»Ich weiß es nicht.«

Sie folgte ihm die Treppe hinunter. Als sie durch die Küche gingen, bemerkte er den alten Peeters, der in seinem Sessel saß und ihn nicht zu sehen schien.

»Er bekommt überhaupt nichts mehr mit«, seufzte Anna.

Im Laden waren drei oder vier Kunden. Madame Peeters füllte ihre Gläser mit Genever. Sie grüßte, indem sie eine Verbeugung andeutete, ohne jedoch die Flasche loszulassen, und sprach dann weiter flämisch.

Offenbar erklärte sie, daß der Besucher der Kommissar aus Paris war, denn die Schiffer drehten sich respektvoll nach Maigret um.

Draußen war Inspektor Machère damit beschäftigt, ein Stück Boden zu untersuchen, wo die Erde weniger fest als anderswo war.

»Etwas Neues?« fragte der Kommissar.

»Ich weiß nicht! Ich suche immer noch die Leiche. Solange wir die nicht haben, werden wir auch diese Leute hier nicht zu fassen bekommen.«

Und er wandte sich zur Maas, als wollte er sagen, dort sei die Leiche jedenfalls nicht verschwunden.

Das Porträt

Es war kurz nach Mittag. Maigret ging vielleicht schon zum vierten Male seit dem Morgen am Ufer entlang. Auf der gegenüberliegenden Seite der Maas erhob sich eine große, gekalkte Fabrikmauer mit einem Tor, aus dem Dutzende von Arbeitern und Arbeiterinnen zu Fuß oder mit dem Fahrrad herauskamen.

Die Begegnung fand hundert Meter vor der Brücke statt. Der Kommissar blickte einem jungen Mann, der ihm entgegenkam, kurz ins Gesicht, und als er sich anschließend noch einmal umdrehte, bemerkte er, daß auch der andere zurückblickte.

Das war der Mann, dessen Porträt er zwischen Annas Wäsche gefunden hatte.

Ein kurzes Zögern. Der junge Mann ging als erster einen Schritt auf Maigret zu.

»Sind Sie vielleicht der Polizist aus Paris?«

»Gérard Piedboëuf, nehme ich an?«

Der Polizist aus Paris. Es war das fünfte oder sechste Mal seit dem Morgen, daß jemand ihn so nannte. Und er verstand sehr wohl den Unterton. Sein Kollege Machère aus Nancy war hier, um die Untersuchung durchzuführen, nichts weiter. Man sah ihn kommen und gehen, und wenn man etwas zu wissen glaubte, lief man hin und sagte es ihm.

Maigret hingegen war »der Polizist aus Paris«, der Beauftragte der Flamen, der ausschließlich zu dem Zweck hergekommen war, sie von jedem Verdacht reinzuwaschen. Und auf der Straße sahen ihm die Leute, die ihn bereits kannten, mit Blicken nach, die nicht die mindeste Sympathie verrieten.

»Waren Sie bei uns zu Hause?«

»Ich war heute morgen sehr früh da, und ich habe nur Ihren kleinen Neffen gesehen.«

Gérard war nicht mehr ganz so jung wie auf dem Porträt. Wenn seine Statur auch noch sehr jugendlich war und ebenso seine Art, sich zu frisieren und zu kleiden, so konnte man von nahem doch erkennen, daß er die Fünfundzwanzig bereits überschritten hatte.

»Haben Sie mir etwas zu sagen?«

Unter Schüchternheit litt er jedenfalls nicht. Kein einziges Mal wandte er den Blick ab. Er hatte braune, leuchtende Augen, die den Frauen ebenso gefallen mußten wie sein matter Teint und der feine Schwung seiner Lippen.

»Nun, ich habe meine Untersuchung eben erst begonnen ...«

»Im Auftrage der Peeters, ich weiß! Die ganze Stadt weiß es! Man hat es schon vor Ihrer Ankunft gewußt ... Sie sind ein Freund der Familie, und Sie machen sich stark ...«

»... für gar nichts! Ah, Ihr Vater steht auf ...«

Sie blickten auf das kleine Haus. Im ersten Stock wurde das Rollo hochgezogen, und man erkannte undeutlich die Silhouette eines Mannes mit einem großen grauen Schnurrbart, der herausschaute.

»Er hat uns gesehen«, sagte Gérard. »Er wird sich anziehen und herunterkommen.«

»Kennen Sie die Peeters persönlich?«

Sie gingen den Kai entlang und kehrten jedesmal um, wenn sie an einen Poller kamen, der noch hundert Meter von dem Lebensmittelladen entfernt war. Die Luft war frisch. Gérard trug einen viel zu dünnen Mantel, dessen eng taillierter Schnitt ihm aber wohl gefiel.

»Wie meinen Sie das?«

»Seit drei Jahren ist Ihre Schwester die Geliebte von Joseph Peeters. Ging sie jeweils zu ihm?«

Gérard zuckte mit den Schultern.

»Wenn man das in allen Einzelheiten wieder aufrollen wollte! Zuerst, kurz vor der Geburt des Kindes, hatte Joseph geschworen, daß er sie heiraten würde ... Dann ist Dr. van de Weert gekommen und hat meiner Schwester im Auftrage der Peeters zehntausend Francs dafür geboten, daß sie das Land verläßt und nie mehr zurückkommt ... Als Germaine nach der Geburt zum ersten Mal das Haus verlassen konnte, ist sie gleich zu den Peeters gegangen, um ihnen das Kind zu zeigen. Es gab eine fürchterliche Szene, denn man wollte sie nicht hereinlassen, und die Alte kanzelte sie ab wie ein Straßenmädchen. Dann ist Gras über die Sache gewachsen. Joseph versprach immer noch, sie zu heiraten. Aber erst wollte er sein Studium beenden ...«

»Und Sie?«

»Ich?«

Zuerst tat er so, als hätte er nicht verstanden. Dann aber änderte er rasch seine Meinung, und ein spöttisches und eingebildetes Lächeln umspielte seine Lippen.

»Hat man Ihnen irgendetwas erzählt?«

Während sie weiter den Kai entlanggingen, zog Maigret das kleine Foto aus der Tasche und zeigte es Gérard.

»Na sowas! Wenn ich geahnt hätte, daß das immer noch existiert!«

Er wollte es nehmen, aber der Kommissar steckte es in seine Brieftasche zurück.

»Hat sie es Ihnen ...? Nein, das ist unmöglich. Dazu ist sie zu stolz – jedenfalls jetzt!«

Während dieses ganzen Gesprächs hatte Maigret nicht aufgehört, seinen Begleiter zu beobachten. War auch er tuberkulös wie seine Schwester und allem Anschein nach auch das Kind von Joseph? Das war nicht sicher. Aber er hatte diese verführerische Art mancher Lungenkranker: feine Züge, eine durchschimmernde Haut, Lippen, die sinnlich und spöttisch zugleich waren.

Seine Eleganz war die eines kleinen Angestellten, und er hatte es sich nicht nehmen lassen, einen Trauerflor an seinen beigefarbenen Mantel zu heften.

»Haben Sie ihr den Hof gemacht?«

»Das ist eine alte Geschichte, aus der Zeit, als meine Schwester das Kind noch nicht hatte. Das ist mindestens vier Jahre her.«

»Erzählen Sie weiter ...«

»Da kommt mein Vater und will sich wohl ein bißchen die Beine vertreten ...«

»Erzählen Sie trotzdem weiter.«

»Es war an einem Sonntag. Germaine hatte sich mit Joseph Peeters verabredet, einen Ausflug zu den Grotten von Rochefort zu machen. Im letzten Moment baten sie

mich mitzugehen, weil eine von Josephs Schwestern auch mitwollte. Die Grotten sind fünfundzwanzig Kilometer von hier entfernt. Wir haben auf einer Wiese gepicknickt. Ich war sehr ausgelassen. Anschließend haben sich die beiden Pärchen getrennt und sind im Wald spazieren gegangen ...«

Maigrets Blick ruhte immer noch auf ihm, ohne etwas von seinen Gedanken zu verraten.

»Und dann?«

»Was und dann? Nun ja ...«

Gérard lächelte überheblich und boshaft.

»Ich könnte Ihnen heute nicht einmal mehr sagen, wie es dazu gekommen ist. Ich bin es nicht gewohnt, lange herumzufackeln. Sie hatte nicht damit gerechnet, und so ...«

Maigret legte ihm die Hand auf die Schulter und fragte langsam:

»Ist das wahr?«

Und er begriff, daß Gérard die Wahrheit sagte. Anna war damals einundzwanzig ...

»Und danach?«

»Nichts! Sie ist zu häßlich ... Auf der Rückfahrt sah sie mir die ganze Zeit starr in die Augen, und ich verstand, daß es am besten war, sie fallenzulassen.«

»Hat sie nicht versucht ...?«

»Kein bißchen. Und ich habe mich bemüht, ihr aus dem Weg zu gehen. Sie hat gemerkt, daß es keinen Zweck hatte, etwas erzwingen zu wollen. Nur, wenn wir uns auf der Straße begegnen, dann habe ich jedesmal den Eindruck, als wären ihre Augen Revolver ...«

Sie gingen auf Vater Piedbœuf zu, der die beiden ohne Hemdkragen und in Filzpantoffeln erwartete.

»Man hat mir gesagt, daß Sie heute morgen hier waren. Bitte kommen Sie herein. Hast du dem Kommissar schon alles erzählt, Gérard?«

Maigret zwängte sich in das enge Treppenhaus, dessen Stufen aus ungestrichenem Holz nicht sehr stabil aussahen. Ein und derselbe Raum diente als Küche, Eßzimmer und Wohnzimmer. Er wirkte ärmlich und häßlich. Auf dem Tisch lag ein blaugemustertes Wachstuch.

»Wer kann sie bloß umgebracht haben?« begann Piedbœuf unvermittelt. Man merkte ihm an, daß er nicht allzu intelligent war. »Sie ist an dem Abend hingegangen, weil sie ihre Monatszahlung noch nicht bekommen hatte, wie sie mir gesagt hat, und auch weil Joseph nichts von sich hören ließ.«

»Ihre Monatszahlung?«

»Ja! Er zahlte jeden Monat hundert Francs Unterhalt für das Kind. Das ist ja wohl auch das mindeste, und ...«

Gérard, der merkte, daß sein Vater wieder mit längst bekannten Klageliedern anfangen wollte, unterbrach ihn.

»Das interessiert den Kommissar nicht! Was er will, das sind Tatsachen, Beweise! Nun, ich habe wenigstens den Beweis, daß Joseph Peeters, der behauptet, an jenem Tage nicht nach Givet gefahren zu sein, doch hier war. Er ist mit dem Motorrad gekommen und ...«

»Sie wollen auf die Zeugenaussage hinaus? Die taugt nichts mehr. Ein anderer Motorradfahrer hat sich ge-

meldet und angegeben, daß er es war, der kurz nach acht den Kai entlangefahren ist.«

»Ach!«

Und aggressiv:

»Sind Sie gegen uns?«

»Ich bin für und gegen niemand! Ich suche die Wahrheit!«

Aber Gérard grinste nur und sagte mit lauter Stimme zu seinem Vater:

»Der Kommissar ist nur hierhergekommen, um uns irgendeine Falle zu stellen. Sie entschuldigen mich, Herr Kommissar, aber ich muß jetzt essen ... Ich jedenfalls muß mir meinen Lebensunterhalt verdienen, und das Büro macht um zwei Uhr wieder auf!«

Wozu noch diskutieren? Maigret sah sich ein letztes Mal um, bemerkte das Gitterbett des Kindes im Nebenzimmer und wandte sich zur Tür.

Machère wartete schon im Hôtel de la Meuse auf ihn. Die Handelsreisenden nahmen ihre Mahlzeit in einem kleinen Saal ein, der vom Café durch eine Glastür getrennt war.

Aber auch im Café selbst konnte man eine Kleinigkeit essen, und einige Gäste saßen dort und aßen an Tischen ohne Tischdecke.

Machère war nicht allein. Ein kleiner Mann mit unheimlich breiten Schultern und langen Armen trank an seinem Tisch einen Aperitif und erhob sich, als er den Kommissar hereinkommen sah.

»Gustave Cassin«, stellte der Inspektor, der einen recht aufgekratzten Eindruck machte, ihn vor: »Der Besitzer der ›Etoile Polaire!«

Maigret nahm Platz. Ein Blick auf die Untersetzer verriet ihm, daß die beiden schon vor ihrem dritten Aperitif saßen.

»Cassin hat Ihnen etwas zu erzählen ...«

Der Mann wartete nicht einmal ab, bis Machère fertiggesprochen hatte, und sprudelte los, indem er sich wichtig auf die Schulter des Kommissars stützte:

»Man muß doch sagen, was man zu sagen hat, nicht wahr? Nur, warum soll man's erzählen, solange einen keiner danach fragt ... Wie mein verstorbener Vater immer sagte: nur keinen Übereifer!«

»Ein Halbes!« rief Maigret dem Kellner entgegen.

Er schob seinen steifen Hut nach hinten und knöpfte seinen Mantel auf. Als der Schiffer nach Worten suchte, brummte er:

»Wenn ich mich nicht irre, waren Sie am Abend des 3. Januar sternhagelvoll ...«

»Sternhagelvoll ist nicht wahr! Ich hatte einige Gläschen getrunken, aber gerade gehen konnte ich noch. Und was ich gesehen habe, das habe ich ganz genau gesehen ...«

»Und da haben Sie ein Motorrad gesehen, das hier vorbeikam und vor dem Haus der Flamen stehenblieb?«

»Ich? Nie im Leben!«

Machère gab Maigret ein Zeichen, den Mann nicht zu unterbrechen, und ermutigte Cassin mit einer Handbewegung, weiterzuerzählen.

»Ich habe eine Frau am Kai gesehen. Und ich will Ihnen auch sagen, wer es war. Diejenige von den beiden Schwestern, die nie im Laden ist und jeden Morgen mit dem Zug fährt.«

»Maria?«

»Kann sein, daß sie so heißt. So eine magere, mit blonden Haaren. Wissen Sie, das war nicht normal, daß sie dort draußen herumlief, denn es stürmte so, daß die Haltetaue gegen die Schiffe schlugen.«

»Um wieviel Uhr war das?«

»Als ich zu meinem Schiff zurückging, um mich schlafen zu legen. Vielleicht gegen acht, vielleicht auch ein bißchen später ...«

»Hat die Frau Sie auch gesehen?«

»Nein! Ich bin nicht weitergegangen, sondern habe mich an den Zollschuppen gedrückt, denn ich nahm an, daß sie ihren Geliebten erwartete, und ich wollte meinen Spaß haben ...«

»Gewiß! Zweimal sind Sie ja schon wegen Sittlichkeitsvergehen verurteilt worden.«

Cassin grinste und entblößte dabei eine ganze Reihe fauler Zähne. Sein Alter war schwer zu schätzen. Sein Haar, das dicht über der Stirn begann, war noch braun, aber sein Gesicht war voller Falten.

Er war sehr auf die Wirkung seiner Worte bedacht, und nach jedem Satz schaute er zunächst Maigret an, dann Inspektor Machère und dann einen Gast, der hinter ihm stand und die Unterhaltung verfolgte.

»Fahren Sie fort!«

»Sie erwartete keinen Liebhaber.«

Man merkte, daß er nun doch einen Augenblick zögerte. Er kippte den Rest seines Glases in einem Zug hinunter und rief dem Kellner zu:

»Nochmal dasselbe!«

Und im gleichen Atemzug:

»Sie vergewisserte sich, daß niemand in der Nähe war. Dann kamen Leute aus dem Lebensmittelladen, aber nicht durch die Ladentür, sondern hinten herum. Sie trugen etwas Langes und warfen es in die Maas, genau zwischen mein Schiff und die ›Les Deux Frères‹, die hinter mir festgemacht hat.«

»Wieviel macht es, Garçon?« fragte Maigret und erhob sich.

Was der Schiffer erzählte, schien ihn völlig kalt zu lassen. Machère verschlug es die Sprache. Und Cassin wußte nicht, was er davon halten sollte.

»Kommen Sie mal mit!«

»Wohin?«

»Unwichtig. Kommen Sie!«

»Ich will nur eben noch den Schnaps trinken, den ich bestellt habe.«

Maigret wartete geduldig. Er sagte dem Wirt, daß er gleich zum Essen zurückkäme, und führte den Trunkenbold zum Fluß.

Um diese Zeit war der Kai menschenleer, weil alle bei Tisch saßen. Dicke Regentropfen begannen zu fallen.

»Wo standen Sie?« fragte der Kommissar.

Er kannte das Zollgebäude und sah, wie Cassin sich in eine Ecke drückte.

»Und dort sind Sie stehengeblieben, ohne sich zu rühren?«

»Na klar. Ich wollte mit dieser Geschichte nichts zu tun haben!«

»Lassen Sie mich mal dahin!«

Er stellte sich dort nur einige Sekunden lang hin und sagte dem Mann dann ins Gesicht:

»Da müssen Sie sich schon etwas anderes einfallen lassen, mein Freund!«

»Etwas anderes – wieso?«

»Weil an Ihrer Geschichte nichts dran ist. Von hier aus können Sie weder den Lebensmittelladen noch die Flußstelle zwischen den beiden Schiffen sehen.«

»Also wenn ich gesagt habe, daß ich hier stand, dann meine ich natürlich ...«

»Schluß jetzt! Das reicht! Ich sage es Ihnen noch einmal: Sie müssen sich etwas anderes ausdenken! Kommen Sie wieder zu mir, wenn Sie soweit sind. Aber wenn das dann wieder nichts taugt, Freundchen, dann könnte es vielleicht notwendig sein, Sie noch einmal hinter Schloß und Riegel zu bringen ...«

Machère traute seinen Ohren nicht. Beschämt, auf Cassin hereingefallen zu sein, hatte er sich seinerseits an den Schuppen gelehnt und überprüfte die Feststellungen des Kommissars.

»In der Tat!« brummte er.

Der Schiffer hingegen versuchte erst gar nicht, etwas zu entgegnen. Er hatte den Kopf gesenkt, und man ahnte, daß er mit einem ironischen und bösen Blick auf Mairgrets Füße starrte.

»Vergiß nicht, was ich dir gerade gesagt habe: eine andere Geschichte, und diesmal eine glaubwürdigere

... Sonst geht's ab ins Gefängnis! Kommen Sie, Machère.«

Und Maigret drehte sich auf dem Absatz um, stopfte seine Pfeife und ging zur Brücke zurück.

»Glauben Sie, daß Cassin ...?«

»Ich nehme an, daß er uns heute abend oder morgen einen neuen Beweis für die Schuld der Peeters anbringen wird ...«

Inspektor Machère kam nicht mehr mit.

»Ich verstehe gar nichts mehr ... Wenn er einen Beweis hat ...«

»Er wird todsicher einen haben ...«

»Aber wie?«

»Wie soll ich das wissen? Er wird schon etwas finden ...«

»Um sich selbst reinzuwaschen?«

Aber der Kommissar ließ das Thema fallen und murmelte:

»Haben Sie Feuer? Zwanzig Streichhölzer habe ich schon weggeworfen ...«

»Ich rauche nicht.«

Und Machère war sich nicht ganz sicher zu hören:

»Hätte ich mir gleich denken können ...«

Maigrets Abend

Gegen Mittag hatte es angefangen zu regnen. Bei Anbruch der Dunkelheit prasselte der Regen nur so auf das Pflaster. Abends um acht sah es aus wie bei der Sintflut.

Die Straßen von Givet waren leergefegt. Neben dem Kai glänzten die Kähne. Maigret hatte den Mantelkragen hochgeschlagen und stapfte auf das Haus der Flamen zu. Er stieß die Tür auf, so daß die Ladenglocke läutete, die ihm nun schon vertraut war, und atmete den warmen Dunst des Ladens ein.

Es war die gleiche Zeit, um die Germaine Piedbœuf am 3. Januar den Laden betreten hatte und danach nie wieder gesehen worden war.

Der Kommissar bemerkte zum ersten Mal, daß die Küche nur durch eine Glastür vom Laden getrennt war. Diese Tür war mit einer Tüllgardine bespannt, so daß man die Umriss der Personen im andern Raum undeutlich wahrnahm.

Jemand erhob sich.

»Lassen Sie sich nicht stören!« rief Maigret.

Er betrat die Küche und lernte so unangemeldet den Alltag der Peeters kennen. Madame Peeters war es, die sich erhoben hatte, um in den Laden zu eilen.

Ihr Mann saß in dem Korbsessel, wieder so dicht am Ofen, daß man befürchten mußte, er könnte Feuer fangen. In der Hand hielt er eine Meerschampfeife mit einem langen Holm aus Wildkirschholz. Aber er rauchte nicht mehr. Seine Augen waren geschlossen. Er atmete stoßweise mit halboffenem Mund.

Anna saß vor dem mit Sand blankgescheuerten Holztisch, dessen Ecken und Kanten mit den Jahren glänzend geworden waren. Sie addierte Zahlenkolonnen in einer kleinen Kladde.

»Führ den Herrn Kommissar in das Eßzimmer, Anna!«

»Aber nein«, protestierte Maigret, »ich bin nur auf einen Sprung hereingekommen und gehe gleich wieder.«

»Geben Sie mir Ihren Mantel ...«

Und Maigret wurde gewahr, daß Madame Peeters eine angenehm tiefe, volle und herzliche Stimme hatte, die durch einen leichten flämischen Akzent noch an Ausdruckskraft gewann.

»Aber Sie nehmen doch eine Tasse Kaffee?«

Er hätte gern gewußt, was sie gerade gemacht hatte, bevor er gekommen war. An ihrem Platz sah er eine Nickelbrille und die Tageszeitung liegen.

Der Atem des Alten schien den Lebensrhythmus des Hauses zu diktieren. Anna klappte ihre Kladde zu, stülpte eine Metallhülse über den Bleistift, stand auf und holte eine Tasse vom Regal.

»Sie erlauben ...« murmelte sie.

»Ich hatte gehofft, Ihre Schwester Maria kennenzulernen.«

Madame Peeters schüttelte betrübt den Kopf. Anna erläuterte:

»Sie werden sie erst in ein paar Tagen sehen können, es sei denn, daß Sie sie in Namur besuchen wollen. Eine ihrer Kolleginnen, die auch hier in Givet wohnt, ist vorhin hier vorbeigekommen und hat uns alles erzählt. Maria ist heute morgen aus dem Zug ausgestiegen und hat sich dabei den Knöchel verstaucht.«

»Wo ist sie jetzt?«

»In der Schule. Sie hat dort Anspruch auf ein Zimmer ...«

Madame Peeters seufzte und schüttelte immer noch den Kopf:

»Ich weiß nicht, was wir dem lieben Gott angetan haben!«

»Und Joseph?«

»Er wird nicht vor Samstag zurückkommen. Richtig, das ist ja schon morgen ...«

»Hat Ihre Kusine Marguerite Sie nicht besucht?«

»Nein. Aber ich habe sie beim Nachmittagsgottesdienst getroffen ...«

Anna goß kochendheißen Kaffee in die Tasse. Madame Peeters ging hinaus und kam mit einem kleinen Glas und einer Flasche Genever zurück.

»Das ist alter Schiedam.«

Maigret setzte sich. Er rechnete nicht damit, etwas zu erfahren. Er hätte nicht einmal sagen können, warum er eigentlich hier war.

Das Haus erinnerte ihn an eine Untersuchung, die er in Holland durchgeführt hatte. Gewiß gab es Unterschiede, aber er hätte sie nicht definieren können.

Es herrschte jedenfalls die gleiche Ruhe, die gleiche drückende Atmosphäre, das gleiche Gefühl, daß die Luft ein fester Körper ist, der zerbröckeln könnte, wenn man sich bewegt.

Von Zeit zu Zeit gab der Korbsessel ein Knacken von sich, ohne daß der Greis sich bewegt hätte. Und sein Atem bestimmte immer noch den Rhythmus des Lebens und der Unterhaltung.

Anna sagte etwas auf flämisch, und Maigret, der ein paar Worte in Delfzijl gelernt hatte, verstand:

»Du hättest ihm ein größeres Glas geben sollen.«

Ab und zu klapperte jemand in Holzschuhen den Kai entlang. Man hörte den Regen gegen das Schaufenster prasseln.

»Sie haben mir gesagt, daß es damals regnete, nicht wahr? Genau so stark wie heute?«

»Ja ... Ich glaube schon.«

Und die beiden Frauen, die sich wieder gesetzt hatten, sahen ihm zu, wie er sein Glas ergriff und an die Lippen setzte.

Anna hatte weder die feinen Züge ihrer Mutter noch deren liebenswürdiges, nachsichtiges Lächeln. Wie immer ließ sie Maigret nicht aus den Augen.

Hatte sie bemerkt, daß das Porträt aus ihrem Zimmer verschwunden war? Wahrscheinlich nicht, denn sonst hätte sie kaum so unbefangen sein können.

»Wir leben nun schon seit fünfunddreißig Jahren hier, Herr Kommissar«, sagte Madame Peeters. »Damals hatte mein Mann sich als Korbmacher niedergelassen, hier in diesem Haus, das er dann später aufgestockt hat ...«

Maigret dachte an etwas anderes, an Anna, wie sie vor fünf Jahren mit Gérard Piedbœuf einen Ausflug zu den Grotten von Rochefort machte.

Was hatte sie in die Arme ihres Begleiters getrieben? Warum hatte sie sich ihm hingegeben? Was waren ihre Gedanken danach?

Er hatte den Eindruck, daß es das einzige Abenteuer ihres Lebens war und auch bleiben würde ...

Der träge Rhythmus des Lebens in diesem Haus zog ihn in seinen Bann. Der Genever breitete eine dumpfe Wärme in Maigrets Schädel aus. Er nahm jedes noch so leise Geräusch wahr, das Knacken des Korbsessels, das Schnarchen des Alten, die Regentropfen auf der Fensterbrüstung.

»Sie sollten mir noch einmal das Stück von heute morgen vorspielen«, sagte er zu Anna.

Und als diese zögerte, bekräftigte ihre Mutter:

»Aber ja! Sie spielt gut, nicht wahr? Sie hat sechs Jahre lang Stunden gehabt, dreimal in der Woche, bei dem besten Klavierlehrer von Givet ...«

Die junge Frau verließ die Küche. Die beiden Türen zwischen ihr und den anderen blieben offen. Der Klavierdeckel wurde hochgeschlagen.

Ein paar Noten, lustlos mit der rechten Hand gespielt.

»Sie sollte dazu singen«, murmelte Madame Peeters. »Marguerite singt noch besser ... Man hat sogar überlegt, ob sie am Konservatorium studieren sollte.«

Die Noten rieselten durch die leere und dunkle Stille des Hauses. Der Alte wurde nicht wach, und seine Frau, die befürchtete, er könne seine Pfeife fallen lassen, nahm

sie ihm behutsam aus der Hand und hängte sie an einen Haken an der Wand.

Was hatte Mairret hier noch zu suchen? Hier gab es nichts zu erfahren. Madame Peeters hörte zu und blickte dabei auf ihre Zeitung, wagte aber nicht, sie wieder zu nehmen. Anna fing nach und nach an, mit der linken Hand die Begleitung zu spielen. Und hier, an diesem Tisch, pflegte Maria sicherlich die Arbeiten ihrer Schülerinnen zu korrigieren.

Und das war alles.

Außer daß die ganze Stadt die Peeters beschuldigte, an einem solchen Abend Germaine Piedbœuf umgebracht zu haben!

Mairret fuhr auf, als er die Glocke des Ladens hörte. Einen Augenblick lang hatte er das Gefühl, drei Wochen früher gekommen zu sein und mitzerleben, wie Josephs Geliebte hereinkam und ihre hundert Francs verlangte, den Unterhalt, den man ihr jeden Monat für das Kind zahlte.

Aber es war nur ein Schiffer im Ölzeug, der eine kleine Flasche mitgebracht hatte und sie sich von Madame Peeters mit Genever füllen ließ.

»Acht Francs!«

»Belgische?«

»Französische. Zehn belgische Francs.«

Mairret erhob sich und ging durch den Laden.

»Sie gehen schon?«

»Ich komme morgen wieder.«

Draußen sah er, wie der Schiffer zu seinem Kahn zurückkehrte. Er drehte sich noch einmal nach dem Haus

um. Mit seinem erleuchteten Schaufenster sah es wie eine Theaterkulisse aus, vor allem wegen der Musik, die noch immer weich und sentimental herausströmte.

Und mischte sich nicht auch Annas Stimme hinein?

*Mein holder Verlobter,
gewiß, du wirst mein ...*

Maigret stapfte durch den Dreck, und der Regen war so stark, daß ihm die Pfeife ausging.

Ganz Givet kam ihm nun wie eine Theaterdekoration vor. Nachdem auch der Schiffer an Deck verschwunden war, gab es hier draußen keine Menschenseele mehr.

Nur die gedämpften Lichter hinter einigen Fenstern. Und die Maas, die mit ihrem Rauschen die Musik des Klaviers immer mehr übertönte.

Als er zweihundert Meter gegangen war, konnte er gleichzeitig im Hintergrund der Dekoration das Haus der Flamen und im Vordergrund das andere Haus, das der Piedbœufs, erkennen.

Im ersten Stock war es dunkel. Aber im Flur brannte Licht. Die Hebamme war jetzt mit dem Kind allein.

Maigret war schlecht gelaunt. Es geschah nicht oft, daß er so deutlich das Gefühl hatte, seine Bemühungen seien nutzlos.

Was hatte er hier eigentlich zu suchen? Er war nicht in dienstlichem Auftrag hier! Gewiß, die Leute beschuldigten die Flamen, eine junge Frau umgebracht zu haben. Aber stand denn überhaupt fest, daß Germaine Piedbœuf wirklich tot war?

Vielleicht hatte sie auch nur ihr ärmliches Leben in Givet satt gehabt und saß jetzt in Brüssel, in Reims, in Nancy oder in Paris mit irgendeiner Zufallsbekanntschaft in einer Brasserie?

Und selbst wenn sie tot war – hatte man sie umgebracht? Oder konnte sie nicht auch, als sie den Lebensmittelladen niedergeschlagen und entmutigt verließ, von den bräunlichen Fluten der Maas angezogen worden sein?

Keinerlei Beweis! Keinerlei Indiz! Selbst Machère, der allem auf den Grund ging, würde nichts finden, so daß die Staatsanwaltschaft den Fall voraussichtlich über kurz oder lang würde zu den Akten legen müssen.

Warum also ließ Maigret sich hier in dieser trostlosen Gegend bis auf die Haut naßregen?

Genau gegenüber, am anderen Ufer der Maas, sah er die Fabrik, deren Innenhof nur von einer einzigen Lampe beleuchtet wurde. Gleich neben dem Tor war ein Pförtnerhäuschen, in dem ebenfalls Licht brannte.

Der alte Piedbœuf hatte seinen Dienst aufgenommen. Was machte er dort, die ganze Nacht hindurch?

Ohne recht zu wissen warum, ging der Kommissar auf die Brücke zu, die Hände tief in den Manteltaschen. In dem Café, in dem er am Morgen einen Grog getrunken hatte, unterhielten sich ein Dutzend Schiffer und Besitzer von Schleppern so laut, daß man sie vom Kai aus hören konnte. Aber Maigret stapfte weiter.

Der Sturm ließ die Stahlträger der neuen Brücke erzittern, welche die im Krieg zerstörte Steinbrücke ersetzte.

Auf der anderen Seite war der Uferweg nicht einmal

geplastert. Man mußte durch den Matsch stapfen. Ein streunender Hund drückte sich an der gekalkten Mauer entlang.

In dem geschlossenen Fabriktor befand sich eine kleine Tür. Und sogleich bemerkte Maigret den alten Piedbœuf, der sein Gesicht an die Scheibe des Pfortnerhäuschens drückte.

»Guten Abend!«

Der Mann trug eine alte Militärjacke, die er sich hatte schwarz färben lassen. Auch er rauchte Pfeife. In der Mitte des Raumes stand ein kleiner Ofen, dessen Rohr nach zwei Krümmungen in der Wand verschwand.

»Sie wissen, daß es nicht erlaubt ist ...«

»... nachts hereinzukommen! Schon gut!«

Eine Holzbank. Ein Stuhl mit geflochtenem Sitz. Maigrets Mantel begann schon zu dampfen.

»Bleiben Sie die ganze Nacht hier in diesem Raum?«

»Ich bitte Sie! Ich muß drei Runden durch die Innenhöfe und durch alle Fabrikgebäude machen!«

Von weitem wirkte sein großer grauer Schnurrbart imposant. Bei näherem Hinsehen entpuppte Piedbœuf sich jedoch als ein scheuer, in sich zurückgezogener Mann, der sich seiner niederen Stellung nur zu bewußt war. Maigret beeindruckte ihn. Er wußte nicht, was er sagen sollte.

»Im großen und ganzen leben Sie also immer allein: nachts hier, vormittags in Ihrem Bett – und nachmittags?«

»... arbeite ich im Garten.«

»Dem der Hebamme?«

»Ja. Wir teilen uns das Gemüse ...«

Maigret bemerkte etwas Rundes in der Asche. Er stocherte mit dem Ende des Schürhakens darin herum, entdeckte ungeschälte Kartoffeln und verstand. Er stellte sich vor, wie der Mann ganz allein, mitten in der Nacht, seine Kartoffeln aß und ins Leere blickte.

»Kommt Ihr Sohn Sie nie in der Fabrik besuchen?«

»Nein.«

Auch hier fielen draußen vor der Tür vereinzelte Regentropfen zur Erde und verliehen dem Leben einen unregelmäßigen Rhythmus.

»Glauben Sie wirklich, daß Ihre Tochter ermordet worden ist?«

Der Mann antwortete nicht sofort. Er wußte nicht, wohin er blicken sollte.

»Von dem Moment an, als Gérard ...«

Und plötzlich, mit einem erstickten Schluchzen:

»Sie hätte sich nie umgebracht. Sie wäre auch nicht fortgelaufen ...«

Seine Hilflosigkeit hatte etwas unerwartet Tragisches. Er stopfte mechanisch seine Pfeife.

»Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß diese Leute ...«

»Kannten Sie Joseph Peeters gut?«

Piedboëuf wandte den Kopf zur Seite.

»Ich wußte, daß er sie nicht heiraten würde. Das sind reiche Leute. Und wir ...«

An der Mauer hing eine chromblitzende elektrische Uhr, der einzige Luxus dieser winzigen Klausel. Gegenüber eine schwarze Tafel, auf der mit Kreide geschrieben stand: *Keine Einstellungen. Anfragen zwecklos.*

In der Nähe der Tür dann eine komplizierte Stechuhr, an der jeder Arbeiter beim Betreten und Verlassen des Fabrikgeländes seine Karte abstempeln mußte.

»Es ist jetzt Zeit für den Rundgang ...«

Maigret hätte fast vorgeschlagen, die Runde mit ihm gemeinsam zu machen, um noch tiefer in das Leben dieses Mannes einzudringen. Piedbœuf zog einen unförmigen Ölmantel über, der ihm bis zu den Hacken ging, und nahm aus einer Ecke eine bereits angezündete Sturmlaterne, bei der er nur noch den Docht hochzudrehen brauchte.

»Ich verstehe nicht, warum Sie gegen uns sind. Aber vielleicht ist das ganz natürlich. Gérard sagt, daß ...«

Aber der Regen unterbrach sie, denn sie standen jetzt auf dem Hof. Piedbœuf begleitete seinen Gast bis zum Tor, das er wieder hinter ihm abschließen würde, bevor er seine Runde begann.

Die Gitterstäbe des Fabriktors teilten die Landschaft in gleichgroße Abschnitte auf: die Lastkähne, die am anderen Ufer des Flusses festgemacht waren, das Haus der Flamen mit dem erleuchteten Schaufenster, der Kai, auf den die Straßenlaternen in Abständen von fünfzig Metern Lichtkreise zeichneten.

Man erkannte deutlich das Zollgebäude, das Café des Mariniers ...

Man sah vor allem die Ecke der kleinen Gasse, in der das zweite Haus links das der Piedbœufs war.

Am 3. Januar ...

»Ist Ihre Frau schon lange tot?«

»Nächsten Monat sind es zwölf Jahre. Sie hatte es auf der Lunge ...«

»Was macht Gérard jetzt um diese Zeit?«

Die Laterne pendelte am ausgestreckten Arm des Nachtwächters. Er hatte schon den großen Schlüssel in das Schloß gesteckt. In der Ferne piff ein Zug.

»Er ist sicher in der Stadt ...«

»Wissen Sie zufällig, wo?«

»Die jungen Leute treffen sich meistens im Café de la Mairie.«

Und Maigret verschwand erneut im Regen und in der Dunkelheit. Dies waren keine Ermittlungen. Maigret hatte weder irgendwelche Anhaltspunkte noch irgendeine Grundlage.

Bisher war er nur einer Handvoll Menschen begegnet, von denen ein jeder sein eigenes Leben lebte, hier in dieser kleinen Stadt, über die der Wind hinwegfegte.

Vielleicht waren sie alle grundehrliche Leute? Vielleicht verbarg sich unter ihnen aber auch eine verzweifelte Seele, schlotternd vor Angst bei dem Gedanken an die tiefschwarze Silhouette, die in dieser Nacht durch die Straßen geisterte.

Maigret kam an seinem Hotel vorbei, ging aber nicht hinein. Durch die Scheiben sah er Inspektor Machère, der inmitten einer Gruppe, zu der auch der Wirt gehörte, große Reden schwang. Es sah so aus, als wären sie schon bei der vierten oder fünften Runde Schnaps angelangt. Jetzt gab auch der Wirt eine Runde aus.

Machère schien sehr aufgekratzt zu sein und redete mit den Händen. Bestimmt sagte er gerade:

»Da kommt so ein Kommissar aus Paris und bildet sich ein ...«

Und dann zog man über die Flamen her! Kein gutes Haar ließ man an ihnen!

Am Ende einer engen Straße stieß man auf einen recht weitläufigen Platz. An einer Ecke war ein Café mit einer weißen Fassade und drei hellerleuchteten Fenstern: das Café de la Mairie.

Ein Gemurmel, das einen umfing, sobald man die Tür öffnete. Eine zinkbeschlagene Theke. Tische, an denen Kartenspieler vor roten Tischteppichen saßen. Pfeifen- und Zigarettenrauch und der säuerliche Geruch von schalem Bier.

»Zwei Halbe!«

Das Geräusch von Münzen auf dem Marmortischen der Kasse. Die weiße Schürze des Kellners.

»Hier bitte!«

Maigret setzte sich an den erstbesten Tisch und entdeckte sogleich Gérard Piedbœuf in einem der beschlagenen Spiegel an der Wand. Auch er war sehr lebhaft, wie Machère. Er hörte plötzlich mitten im Satz auf zu reden, als er den Kommissar bemerkte, und sicherlich stieß er seine Begleiter mit dem Fuß an.

Er saß mit einem jungen Mann und zwei Mädchen am Tisch, die ungefähr gleichaltrig sein mochten. Die Mädchen waren wahrscheinlich kleine Arbeiterinnen aus der Fabrik.

Alle schwiegen. Selbst die Kartenspieler an den anderen Tischen sagten ihre Punkte mit verhaltener Stimme an, und alle Blicke waren auf den Neuankömmling gerichtet.

»Ein Halbes!«

Maigret zündete seine Pfeife an und legte seinen tropfnassen Hut neben sich auf das braune Kunstleder der Sitzbank.

»Ein Bier bitte, ein Halbes!«

Gérard Piedbœuf setzte ein mokantes, verächtliches Lächeln auf und knurrte halblaut:

»Ein Flamenfreund ...«

Auch er hatte getrunken. Seine Augen hatten einen übersteigerten Glanz. Die tiefroten Lippen unterstrichen die Blässe seines Gesichts. Man merkte ihm an, daß er sehr erregt war. Er beobachtete den Schankraum und suchte nach einer Bemerkung, mit der er seinen Begleiterinnen imponieren konnte.

»Weißt du, Ninie, wenn du erst einmal reich bist, dann brauchst du von der Polizei nichts mehr zu befürchten ...«

Sein Freund stieß ihn mit dem Ellenbogen an, um ihn zum Schweigen zu bringen, aber das führte nur dazu, daß er sich noch mehr aufregte.

»Was soll das? Hat man denn nicht mehr das Recht, zu sagen, was man denkt? Und ich sage dir, die Polizei ist für die Reichen immer da, aber wehe, wenn du arm bist ...«

Er war leichenblaß. Im Grunde war er über seine eigenen Worte erschrocken, aber er wollte jetzt, da alle ihn anstarrten, auch nicht mehr zurückstecken.

Maigret strich den Schaum von seinem Bier und trank einen großen Schluck. Man hörte, wie die Kartenspieler murmelten, um die Stille zu überbrücken:

»Terz!«

»Vier Buben!«

»Du kommst.«

»Mein Stich!«

Die beiden kleinen Arbeiterinnen wagten nicht, sich nach dem Kommissar umzudrehen, und setzten sich so, daß sie ihn im Spiegel beobachten konnten.

»Man könnte ja fast glauben, daß es ein Verbrechen ist, in Frankreich Franzose zu sein! Besonders, wenn man außerdem noch arm ist ...«

Hinter der Kasse runzelte der Wirt die Stirn und versuchte, Maigret mit einem Blick zu verstehen zu geben, daß der junge Mann betrunken war. Aber Maigret achtete nicht auf ihn.

»Und Pik! Und nochmal Pik! Na, mit dem Blatt habt ihr wohl nicht gerechnet, was?«

»Leute, die sich ihr Geld zusammengeschnuggelt haben!« fuhr Gérard fort, und zwar so, daß das ganze Lokal ihn hören konnte. »Das weiß doch jeder in Givet! Vor dem Krieg waren es Zigarren und Brüsseler Spitze. Jetzt, wo der Schnaps in Belgien verboten ist, schenken sie den flämischen Schiffern Genever aus. Und dadurch kann ihr Sohn jetzt Anwalt werden ... Ha! Das wird er ja bald auch nötig haben, um sich selbst zu verteidigen!«

Maigret blieb allein an seinem Tisch, und die Blicke aller Gäste waren auf ihn gerichtet. Er hatte seinen Mantel nicht ausgezogen. Die Schultern glänzten vom Regen.

Der Wirt wurde unruhig, fürchtete, daß es Ärger geben würde, und beugte sich zum Kommissar:

»Bitte hören Sie um Himmels willen nicht hin! Er hat getrunken. Und der Schmerz ...«

»Komm, Gérard, wir gehen!« flüsterte das Mädchen, das neben dem jungen Mann saß, erschreckt.

»Damit er denkt, ich hätte Angst vor ihm?«

Er drehte Maigret noch immer den Rücken zu. Beide sahen einander nur im Spiegel.

Die anderen Gäste spielten nur noch zum Schein weiter und vergaßen, ihre Punkte auf die Schiefertafeln zu schreiben.

»Einen Kognak, Garçon! Bedienung!«

Der Wirt war nahe daran, Gérard nicht mehr zu bedienen, traute sich dann aber doch nicht, zumal Maigret immer noch so tat, als bemerkte er nichts.

»Eine Mordsschweinerei! Genau das ist es! Diese Leute schnappen sich unsere Mädchen, und wenn sie irgendwann die Nase voll haben, dann bringen sie sie einfach um. Und die Polizei ...«

Der Kommissar stellte sich den alten Piedbœuf vor, wie er in seiner gefärbten Uniformjacke seine Runde durch die Fabrikhallen machte, sich mit einer Sturmlaterne voranleuchtete und dann in seine warme Ecke zurückkehrte, um seine Pellkartoffeln zu essen.

Gegenüber, im Haus der Piedbœufs, hatte die Hebamme sicher das Kind schon ins Bett gebracht und las jetzt Zeitung oder strickte, bis es Zeit war, schlafen zu gehen ...

Dann, weiter draußen, der Lebensmittelladen der Flamen, der alte Peeters, den man weckte und in sein Zimmer führte, Madame Peeters, die die Läden herunterließ, Anna, die sich, ganz allein in ihrem Zimmer, auszog ...

Und die Lastkähne, die vor sich hinräumten, während der Strom an den Haltetauen zerrte, die Ruder stöhnen ließ und die Beiboote gegeneinanderschlug ...

»Noch ein Halbes!«

Maigrets Stimme war ruhig. Er rauchte bedächtig und stieß kleine Wölkchen zur Decke hoch.

»Seht euch doch bloß mal an, wie der sich aufbläst! Der provoziert mich doch ...«

Der Wirt war mit den Nerven am Ende und wußte nicht mehr, was er tun sollte. Der Skandal war nicht mehr aufzuhalten. Denn bei den letzten Worten hatte Gérard sich erhoben und stand nun Maigret gegenüber. Sein Gesicht war verzerrt, und seine Lippen waren vor Wut zusammengekniffen.

»Ich sage euch, der ist nur hierhergekommen, um uns zu provozieren! Seht ihn euch doch bloß an! Er meint, er könnte uns für dumm verkaufen, nur weil ich schon etwas getrunken habe. Oder vielmehr, weil wir kein Geld haben ...«

Der Kommissar rührte sich nicht. Es war unglaublich! Maigret blieb ebenso kühl und unbeweglich wie die Marmorplatte seines Tisches. Er hatte die Hand an seinem Glas. Und er rauchte noch immer.

»Karo Trumpf!« sagte jemand, der die Atmosphäre entspannen wollte.

Aber da fegte Gérard ihm die Karten vom Tisch und schleuderte sie quer durch den Raum.

Im gleichen Augenblick war die Hälfte der Gäste aufgesprungen. Sie wagten nicht, näher zu kommen, waren aber bereit, sofort einzugreifen.

Maigret blieb sitzen. Maigret rauchte.

»Seht ihn euch doch bloß an! Er provoziert uns! Er weiß doch genau, daß meine Schwester ermordet worden ist ...«

Der Wirt wußte nicht mehr ein noch aus. Die beiden Mädchen, die mit Gérard am Tisch gesessen hatten, sahen sich bestürzt an und versuchten die Entfernung zu schätzen, die sie noch von der Tür trennte.

»Er traut sich nicht, etwas zu sagen! Seht doch, er wagt den Mund nicht aufzumachen! Angst hat er! Ja, Angst, daß man die Wahrheit ans Licht bringen könnte!«

»Ich schwöre Ihnen, er hat zuviel getrunken!« rief der Wirt dazwischen, als er sah, daß Maigret sich erhob.

Zu spät! Von allen hatte sicher Gérard selbst die meiste Angst.

Diese dunkle und regennasse Masse, die sich auf ihn zuschob ...

Mit einer plötzlichen Bewegung fuhr seine rechte Hand in seine Tasche, und im gleichen Augenblick schrie eine Frau laut auf.

Es war ein Revolver, den der junge Mann hochreißen wollte. Aber die Hand des Kommissars hatte schon zugestoßen und die Waffe gepackt. Gleichzeitig schoß sein Fuß nach vorn und brachte Gérard ins Stolpern.

Die wenigsten Gäste hatten begriffen, was passiert war. Und dennoch waren alle aufgesprungen. Der Revolver war in Maigrets Hand. Gérard rappelte sich mit haßerfüllter Miene wieder auf, beschämt über seine Niederlage.

Und während der Kommissar die Waffe mit einer ebenso ruhigen wie selbstverständlichen Geste in seine Tasche steckte, keuchte der junge Mann:

»Jetzt verhaften Sie mich, ja?«

Er stand noch nicht wieder und mußte beide Hände zu Hilfe nehmen, um hochzukommen. Er bot einen jämmerlichen Anblick.

»Geh ins Bett!« sagte Maigret langsam.

Und da der andere ihn nicht zu verstehen schien, fügte er hinzu:

»Macht die Tür auf!«

Ein kalter Lufthauch durchschnitt die stickige Atmosphäre. Maigret faßte Gérard an der Schulter und schob ihn auf den Bürgersteig hinaus.

»Geh ins Bett!«

Die Tür schlug wieder zu. In der Gaststätte war jetzt einer weniger: Gérard Piedbœuf.

»Er ist stockbetrunken!« knurrte Maigret und setzte sich wieder vor seinen Bierkrug.

Die Gäste wußten nicht recht, wie sie sich verhalten sollten. Einige hatten sich wieder gesetzt. Andere zögerten noch. Maigret trank einen großen Schluck Bier und seufzte dann:

»Aber das ist nicht so wichtig.«

Dann wandte er sich an seinen Tischnachbarn, der überhaupt nichts mehr verstand, und fügte hinzu:

»Sie hatten Karo Trumpf angesagt ...«

Der Hammer

Maigret hatte beschlossen, an diesem Morgen lange auszuschlafen, und zwar weniger aus Faulheit denn aus Langeweile. Es war ungefähr zehn Uhr, als er auf unangenehme Weise geweckt wurde.

Erst klopfte man heftig an seine Tür, was er ganz und gar nicht leiden konnte. Und dann, noch schlaftrunken, hörte er schon wieder, wie der Regen auf den Balkon prasselte.

»Wer ist da?«

»Machère!«

Der Inspektor schmetterte seinen Namen wie einen triumphierenden Fanfarenstoß hinaus.

»Komm rein: Zieh mal die Vorhänge auf.«

Und Maigret, der im Bett geblieben war, blinzelte in das blaßgrüne Licht eines schäbigen Tages. Unten schwatzte eine Fischhändlerin dem Hotelbesitzer ihre Ware auf.

»Ich habe eine Neuigkeit! Sie ist heute morgen mit der Frühpost angekommen ...«

»Einen Augenblick noch! Würdest du bitte die Treppe hinunterrufen, daß man mir mein Frühstück bringen soll? Hier gibt es nicht einmal eine Klingel für die Bedienung ...«

Und ohne das Bett zu verlassen, zündete Maigret sich eine Pfeife an, die bereits fertig gestopft in seiner Reichweite lag.

»Neuigkeiten von wem?«

»Von Germaine Piedbœuf.«

»Tot?«

»So tot wie man nur sein kann!«

Machère verkündete das mit Begeisterung und zog dabei einen Brief aus der Tasche, der aus vier großen Bögen bestand und mit etlichen Eingangsstempeln versehen war:

»An das Innenministerium in Brüssel durch die Staatsanwaltschaft in Huy.

An die Sûreté Générale in Paris durch den Minister des Innern.

An die Außenstelle der Kriminalpolizei' in Nancy durch die Sûreté Générale.

An Herrn Inspektor Machère in Givet ...«

»Mach's kurz, sei so gut, ja?«

»Also, kurz und gut, man hat sie in Huy aus der Maas gezogen, das heißt ungefähr hundert Kilometer von hier. Das ist schon fünf Tage her. Man hat sich nicht sofort an die Suchmeldung erinnert, die ich an die belgische Polizei gerichtet hatte. Aber ich werde Ihnen das Schreiben vorlesen ...«

»Darf man eintreten?«

Es war das Zimmermädchen mit dem Kaffee und den Hörnchen. Als sie wieder gegangen war, begann Machère von neuem:

»Am heutigen Tage, dem 26. Januar des Jahres neunzehnhundert ...«

»Nein, mein Lieber! Jetzt sag schon endlich, was los ist.«

»Nun, es scheint ziemlich sicher zu sein, daß sie ermordet wurde. Das ist keine Vermutung mehr, sondern Gewißheit. Hören Sie:

Nach dem äußeren Erscheinungsbild zu urteilen, muß sich die Leiche zwischen drei Wochen und einem Monat im Wasser befunden haben. Ihr ...«

»Kürzer!« brummte Maigret, der gerade in sein Hörnchen biß.

»Ihr Verwesungszustand ...«

»Ich weiß! Die Schlußfolgerung! Und vor allem keine Beschreibungen!«

»Aber da gibt es eine ganze Seite von ...«

»Wovon?«

»Beschreibungen ... Na gut, wenn Sie nicht wollen. Das ist nicht unbedingt aufschlußreich. Aber eines ist jedenfalls sicher: nämlich, daß Germaine Piedbœuf längst tot war, als sie ins Wasser geworfen wurde. Der Arzt schreibt: *Zwei oder drei Tage bevor ...«*

Maigret tunkte immer noch sein Hörnchen in den Kaffee, kaute und betrachtete dabei so abwesend das Rechteck seines Fensters, daß Machère glaubte, er höre gar nicht zu.

»Interessiert Sie das nicht?«

»Fahr fort!«

»Jetzt kommt der detaillierte Autopsiebericht. Soll ich ihn nicht doch ...? Nein? Nun gut, dann will ich Ihnen nur noch das Interessanteste mitteilen. Der Schädel der Leiche war völlig zertrümmert, und die Ärzte glauben

versichern zu können, daß der Tod auf diese Fraktur zurückzuführen ist, die ihr mit einem stumpfen Gegenstand beigebracht worden sein muß, mit einem Hammer oder einer Eisenstange ...«

Maigret streckte erst ein Bein aus dem Bett, dann das andere und betrachtete sich einen Augenblick im Spiegel, bevor er sich das Gesicht mit dem Rasierpinsel einzuseifen begann. Während er sich rasierte, las Machère noch einmal den mit der Maschine geschriebenen Bericht durch, den er in den Händen hielt.

»Sagen Sie, finden Sie das nicht auch ungewöhnlich? Nicht den Schlag mit dem Hammer. Ich meine die Tatsache, daß die Leiche erst zwei oder drei Tage nach dem Mord ins Wasser geworfen wurde. Ich muß den Flamen noch einmal einen Besuch abstatten ...«

»Haben Sie die Liste der Kleidungsstücke, die Germaine Piedbœuf trug?«

»Ja. Warten Sie ... Schwarze Schnürschuhe, ziemlich abgelaufen ... schwarze Strümpfe ... rosa Unterwäsche von schlechter Qualität ... ein Kleid aus schwarzem Kammgarn, ohne Firmenzeichen ...«

»Ist das alles? Kein Mantel?«

»Tatsächlich! Sie haben recht, ein Mantel ist nicht dabei.«

»Es war am 3. Januar. Es regnete. Es war kalt ...«

Machères Gesicht verfinsterte sich. Er brummte, ohne sich näher auszulassen:

»In der Tat!«

»In der Tat was?«

»Sie verstand sich nicht so gut mit den Peeters, daß man

sie gebeten hätte, den Mantel abzulegen. Andererseits verstehe ich nicht, warum der Mörder ihr den Mantel ausgezogen haben könnte. Wenn schon, dann hätte er sie ganz ausgezogen, um die Identifizierung zu erschweren ...«

Maigret wusch sich geräuschvoll und spritzte das Wasser bis zum Inspektor hin, obwohl dieser in der Mitte des Zimmers stand.

»Wissen die Piedbœufs schon Bescheid?«

»Noch nicht. Ich dachte, Sie würden es vielleicht übernehmen ...«

»Gar nichts übernehme ich! Ich bin hier nicht im Dienst! Tun Sie so, als wenn Sie ganz allein wären, Herr Kollege!«

Und er suchte seinen Kragenknopf, zog sich fertig an und schob Machère zur Tür hinaus.

»Ich muß jetzt gehen. Bis nachher ...«

Er wußte nicht, wohin er ging. Er ging hinaus, einfach um hinauszugehen, oder vielmehr, um erneut in die Atmosphäre der Stadt hineinzutauchen. Der Zufall wollte es, daß er vor einem Messingschild stehen blieb, das die Aufschrift trug:

Dr. van de Weert
Arzt
Sprechstunde 10–12 Uhr

Einige Minuten später ließ man ihn vor den drei Patienten, die im Wartezimmer saßen, herein, und er sah sich

einem kleinen Mann mit rosiger Kinderhaut gegenüber, dessen Haare ebenso schneeweiß waren wie die von Madame Peeters.

»Was führt Sie zu mir? Doch nichts Unangenehmes?«

Beim Sprechen rieb er sich die Hände, und sein ganzes Gehabe verriet einen unerschütterlichen Optimismus.

»Meine Tochter hat mir gesagt, daß Sie es freundlicherweise übernommen hätten ...«

»Ich wollte Ihnen zunächst eine Frage stellen. Wieviel Kraft ist erforderlich, um den Schädel einer Frau mit einem Hammer zu zertrümmern?«

Die Bestürzung des kleinen Mannes, über dessen Bauch sich eine schwere Uhrkette spannte und der ein altmodisches Jackett trug, war sehenswert.

»Einen Schädel? Was weiß denn ich? Ich hatte noch nie Gelegenheit, hier in Givet ...«

»Glauben Sie zum Beispiel, daß eine Frau in der Lage wäre ...«

Er war fassungslos. Er fuchtelte mit den Armen in der Luft herum.

»Eine Frau? Aber das ist doch Wahnsinn! Eine Frau käme doch niemals auf den Gedanken ...«

»Sind Sie Witwer, Herr van de Weert?«

»Seit zwanzig Jahren. Meine Tochter ist zum Glück ...«

»Was halten Sie von Joseph Peeters?«

»Joseph? Ein prima Junge! Ich hätte es zwar lieber gesehen, wenn er sich für die Medizin entschieden hätte, denn dann könnte er später einmal meine Praxis übernehmen. Aber wenn er nun einmal für die Juristerei begabt ist ... Das ist schließlich auch ein interessantes Gebiet ...«

»Und seine Gesundheit?«

»Sehr gut! Sehr gut! Er ist vielleicht ein bißchen erschöpft von der harten Arbeit und durch das Wachstum ...«

»Sind die Peeters nicht irgendwie erblich belastet?«

»Erblich belastet?«

Er war so verblüfft, daß man hätte glauben können, der Begriff sei ihm völlig unbekannt.

»Ich verstehe überhaupt nichts mehr, Herr Kommissar! Sie haben meine Kusine doch gesehen. So wie sie gebaut ist, kann sie hundert Jahre alt werden ...«

»Und Ihre Tochter auch?«

»Sie ist zarter. Sie kommt auf ihre Mutter hinaus. Aber erlauben Sie, daß ich Ihnen eine Zigarre anbiete ...«

Ein echter Flame, wie man sie auf den bunten Plakaten findet, mit denen eine Genevermarke Reklame macht, ein Flame mit vollen Lippen und hellen Augen, aus denen die Schlichtheit seiner Seele leuchtet.

»Jedenfalls sollte Mademoiselle Marguerite ja wohl ihren Kusin heiraten.«

Seine Miene verfinsterte sich kaum merklich.

»Früher oder später, ja, natürlich! Ohne diesen unschönen Zwischenfall ...«

Für ihn war das nichts weiter als unschön!

»Leute, die nicht verstehen wollen, daß es das Beste gewesen wäre, eine kleine Rente für den Unterhalt des Kindes anzunehmen und nach Möglichkeit in eine andere Stadt zu ziehen ... Ich glaube, es ist vor allem der Bruder, der so uneinsichtig ist ...«

Man konnte ihm nicht einmal böse sein! Er meinte es ehrlich. Er war naiv vor lauter Aufrichtigkeit!

»Abgesehen davon ist noch längst nicht bewiesen, daß das Kind von Joseph ist ... Es wäre außerdem viel besser in einem Sanatorium aufgehoben, zusammen mit seiner Mutter ...«

»Kurzum, Ihre Tochter wartete ...«

Van de Weert lächelte.

»Sie liebt ihn, seit sie vierzehn oder fünfzehn ist. Ist das nicht rührend? Und hätte ich dagegen sein sollen? ... Haben Sie Feuer? ... Also, wenn Sie mich fragen, ich glaube überhaupt nicht an eine Tragödie ... Dieses junge Mädchen, das immer schon den Männern nachgelaufen ist, wird irgendwo einen neuen Freund gefunden haben und mit ihm auf und davon sein. Und ihr Bruder macht sich das zunutze und versucht, Geld aus der Geschichte herauszuschlagen ...«

Er fragte gar nicht erst nach Maignets Ansicht. Er war sicher, daß seine Überzeugung die richtige war. Mit einem Ohr horchte er auf die gedämpften Geräusche aus dem Wartezimmer, in dem die Patienten langsam ungeduldig werden mußten.

Ganz ruhig und mit dem gleichen unschuldigen Blick wie sein Gegenüber stellte der Kommissar eine letzte Frage:

»Glauben Sie, daß Mademoiselle Marguerite die Geliebte ihres Kusins ist?«

Van de Weert war möglicherweise nahe daran, böse zu werden. Sein Gesicht lief rot an. Was ihn aber schließlich überwältigte, war Enttäuschung und Trauer über so viel Unverständnis.

»Marguerite? Sie sind verrückt! Wer hat denn das erfunden? Marguerite und ... Marguerite die ... die ...«

Und Maigret, der schon den Türknauf in der Hand hielt, ging hinaus und lächelte nicht einmal. Das Haus roch nach Apotheke und nach Küche zugleich. Das Mädchen, das den nächsten Patienten hereinbat, sah so frisch und sauber aus, als hätte sie gerade erst ein heißes Bad genommen.

Draußen aber gab es wieder nur Regen und Matsch, und die Lastwagen bespritzten im Vorüberfahren die Gehsteige.

Es war Samstag. Joseph Peeters würde am Nachmittag ankommen und das Wochenende in Givet verbringen. Im Café des Mariniers diskutierte man leidenschaftlich, weil die Straßenbauverwaltung bekanntgegeben hatte, daß die Schifffahrt von der Grenze bis nach Maastricht wieder freigegeben war.

Allerdings verlangten die Schlepper jetzt wegen der starken Strömung nicht zehn, sondern fünfzehn Francs pro Kilometer und Tonne. Außerdem hatte man erfahren, daß ein Bogen der Brücke von Namur durch einen mit Steinen beladenen Lastkahn blockiert war, der sich vom Ufer losgerissen und quer vor die Brückenpfeiler gelegt hatte.

»Hat es Tote gegeben?« fragte Maigret.

»Die Frau des Schiffers und ihr Sohn. Der Schiffer selbst, der gerade im Bistro gesessen hatte, kam erst zu seinem Liegeplatz zurück, als es schon passiert war.«

Gérard Piedbœuf fuhr mit dem Fahrrad vorbei, auf dem Heimweg vom Büro der Fabrik. Und einige Augenblicke später kehrte Machère vom Haus der Flamen zurück, denen er die Neuigkeit mitgeteilt hatte, läutete

an der Tür der Piedbœufs und stand der Hebamme gegenüber, die ihn säuerlich empfing.

»Was war das eigentlich für eine Geschichte mit deinem Sittlichkeitsdelikt?«

An Bord der meisten Schleppkähne ist der Wohnraum so sauber und aufgeräumt, wie man es an Land selten vorfindet. Aber auf der »Etoile Polaire« war es anders.

Der Schiffer war unverheiratet. Ihm ging ein Junge zur Hand, der an die zwanzig sein mochte, nicht eben der Klügste war und ab und zu einen epileptischen Anfall bekam.

Die Kajüte roch nach Kaserne. Der Mann aß gerade Wurst und Brot und trank dazu einen Liter Rotwein.

Er war weniger betrunken als gewöhnlich. Er blickte Maigret mißtrauisch an, und es dauerte recht lange, bis er mit der Sprache herausrückte.

»Das war überhaupt keine Vergewaltigung ... Ich hatte schon zwei- oder dreimal mit dem Mädchen geschlafen. Eines Abends bin ich ihr unterwegs begegnet, aber sie wollte nicht – angeblich, weil ich getrunken hätte. Da habe ich sie dann ein bißchen gepackt. Sie hat geschrien. Wie zufällig kamen gerade ein paar Gendarmen vorbei, ich habe mit der Faust zugeschlagen, und einer von ihnen ging zu Boden ...«

»Fünf Jahre?«

»Die hätte ich fast bekommen. Sie stritt ab, daß wir schon vorher etwas miteinander gehabt hatten. Ein paar

Kumpel sind gekommen und haben das vor Gericht bestätigt, aber so richtig hat man ihnen auch nicht geglaubt. Wenn die Sache mit dem Gendarmen nicht gewesen wäre, der zwei Wochen im Krankenhaus gelegen hat, wäre ich mit einem Jahr davongekommen, vielleicht sogar mit Bewährung ...«

Er schnitt sich mit einem Taschenmesser ein Stück Brot ab.

»Wollen Sie nicht einen trinken? Vielleicht fahren wir morgen los. Wir warten nur noch auf Nachricht, ob die Brücke von Namur wieder frei ist.«

»Jetzt sag mir einmal, warum du die Geschichte mit der Frau erfunden hast, die du auf dem Kai gesehen haben willst.«

»Ich?«

Er ließ sich Zeit zum Nachdenken und tat, als äße er mit Appetit.

»Überhaupt nichts hast du gesehen, gib es doch zu!«

Maigret bemerkte, wie die Augen seines Gesprächspartners spöttisch aufleuchteten.

»Meinen Sie? Na ja, Sie werden schon recht haben.«

»Wer hat dich aufgefordert, diese Aussage zu machen?«

»Mich aufgefordert?«

Er kicherte und spuckte die Wurstpelle direkt vor sich auf den Tisch.

»Wo hast du Gérard Piedbœuf getroffen?«

»Ah! Schau an ...«

Aber er sah sich einem Mann gegenüber, der ebenso wenig aus der Ruhe zu bringen war wie er selbst.

- »Hat er dir etwas dafür gegeben?«
- »Er hat ein paar Runden spendiert.«
- Dann plötzlich, mit einem stillen Lachen:
- »Nur, das stimmt überhaupt nicht. Ich sage das bloß, um Ihnen einen Gefallen zu tun. Wenn Sie wollen, daß ich vor Gericht das Gegenteil aussage, dann brauchen Sie mir nur ein Zeichen zu geben ...«
- »Was hast du denn nun genau gesehen?«
- »Sie glauben mir ja doch nicht, wenn ich es Ihnen sage.«
- »Sag's trotzdem!«
- »Nun gut, ich habe eine Frau gesehen, die auf jemanden wartete. Dann kam ein Mann, und sie hat sich in seine Arme geworfen ...«
- »Wer war es?«
- »Wie hätte ich das denn erkennen sollen, in der Dunkelheit?«
- »Wo warst du?«
- »Ich kam aus dem Bistro zurück ...«
- »Und wohin sind die beiden gegangen? Zu den Flamen?«
- »Nein! Sie sind hintenrum gegangen.«
- »Was heißt hintenrum?«
- »Na, hinten um das Haus ... Aber was soll's! Wenn es Ihnen lieber ist, daß es anders war ... Ich bin das gewohnt, verstehen Sie? Man hat bei meinem Prozeß so viele Geschichten erzählt. Sogar mein Anwalt, der der größte Lügner von allen war.«
- »Gehst du ab und zu einen bei den Flamen trinken?«
- »Ich? Sie geben mir nichts mehr, unter dem Vorwand,

daß ich ihnen einmal die Waage mit der Faust kaputtgehauen hätte. Die wollen doch nur Kunden, die sich volllaufen lassen, ohne sich zu rühren oder einen Ton zu sagen.«

»Hat Gérard Piedbœuf mit dir gesprochen?«

»Was habe ich Ihnen denn eben gesagt?«

»Daß er dich aufgefordert hätte, zu sagen ...«

»Ja richtig, dann stimmt das auch ... Aber eins ist bestimmt wahr, so wahr mir Gott helfe: Aus mir werden Sie nie herausbekommen, was ich wirklich weiß, denn ich kann Polizisten nicht ausstehen, Sie genauso wenig wie die anderen! Meinetwegen können Sie das dem Richter erzählen. Dann schwöre ich eben, daß Sie mich geschlagen haben, und ich werde die Spuren der Schläge zeigen ... Was mich aber nicht hindert, Ihnen ein Gläschen Roten anzubieten, wenn Ihnen danach ist ...«

Genau in diesem Moment sah Maigret ihm in die Augen und erhob sich plötzlich.

»Zeig mir dein Schiff!« sagte er trocken.

Überraschung? Furcht? Oder bloß Verärgerung? Jedenfalls zog der Mann, der mit vollen Backen kaute, eine Grimasse.

»Was wollen Sie denn besichtigen?«

»Einen Augenblick ...«

Maigret ging hinaus und kam gleich wieder mit einem Zollbeamten zurück, dessen Ölzeug vom Regen glänzte. Der Schiffer grinste:

»Die Zollkontrolle habe ich schon hinter mir ...«

Der Kommissar sprach mit dem Zöllner.

»Sie kennen sich doch aus. Ich nehme an, daß alle Schiffe hier mehr oder minder Schmuggel betreiben ...«

»Nicht mehr oder minder!«

»Und wo verstecken sie gewöhnlich die Ware?«

»Das hängt davon ab ... Früher verstaute sie sie in wasserdichten Kästen, die sie unter dem Boot festbanden. Aber jetzt ziehen wir immer eine Kette unter dem Kiel durch, so daß das nicht mehr möglich ist. Manchmal verstecken sie die Sachen auch unter den Bodenplanken, das heißt in der Bilge. Aber dafür haben wir jetzt einen besonders langen Bohrer, vielleicht haben Sie ihn schon mal gesehen am Kai, und mit dem bohren wir dann einige Löcher ...«

»Gut! Wo dann?«

»Warten Sie!« Und zu dem Schiffer: »Was hast du geladen?«

»Eisenschrott.«

»Das würde zu lange dauern«, knurrte der Zöllner.

»Da müssen Sie schon woanders suchen ...«

Maigret beobachtete die ganze Zeit die Augen des Schiffers. Er hoffte, ein unbewußter Seitenblick könnte ihm ein Versteck verraten. Der Mann aß immer noch, ohne Appetit, nur um etwas zu tun. Er hatte keine Angst. Im Gegenteil, er blieb stur sitzen.

»Steh auf!«

Diesmal gehorchte er nur widerwillig.

»Habe ich nicht mal mehr das Recht, auf meinem eigenen Schiff sitzen zu bleiben?«

Auf dem Stuhl lag ein speckiges Kissen. Maigret nahm es hoch. Drei Seiten hatten normale Steppnähte. Aber die vierte Seite war mit groben und unregelmäßigen Stichen zugenäht, die nicht von einer Schneiderin stammen konnten.

»Vielen Dank, ich brauche Sie nicht mehr«, sagte der Kommissar zu dem Zöllner.

»Glauben Sie, daß er schmuggelt?«

»Aber nicht im geringsten ... Danke ...«

Und er wartete, bis der Beamte, ein wenig enttäuscht, gegangen war.

»Was ist das da?«

»Nichts!«

»Hast du die Angewohnheit, so harte Sachen in deine Kissen zu stopfen?«

Die Naht gab nach und ließ etwas Schwarzes erkennen. Maigret zog es heraus und entfaltete einen kleinen, ganz zerknitterten Mantel aus schwarzem Kammgarnserge.

Das war der gleiche Kammgarnstoff, wie er in dem Bericht der belgischen Staatsanwaltschaft beschrieben war. Es gab kein Firmenschildchen. Germaine Piedboeuf hatte den Mantel selbst geschneidert.

Aber das war nicht das interessanteste Stück. In der Mitte eingerollt lag ein Hammer, dessen Stiel vom Gebrauch blank poliert war.

»Das Lustige an der Sache ist«, brummte der Schiffer, »daß Sie ganz und gar auf dem Holzweg sind ... Ich habe nichts ausgefressen! Diese beiden Sachen da habe ich aus der Maas gefischt, am 4. Januar, ganz früh am Morgen ...«

»Und du bist auf die hervorragende Idee gekommen, sie in Sicherheit zu bringen!«

»Ich fange langsam an, Übung zu haben!« erwiderte der Mann mit zufriedener Miene. »Verhaften Sie mich jetzt?«

»Ist das alles, was du zu sagen hast?«

»Ja, und daß Sie auf dem Holzweg sind!«

»Willst du immer noch morgen abfahren?«

»Wenn Sie mich nicht verhaften, wahrscheinlich ja.«

Für ihn mußte es die größte Überraschung seines Lebens sein, zu sehen, wie Maigret das Paket sorgfältig wieder zusammenfaltete, es unter seinen Mantel gleiten ließ und davonging, ohne ein Wort zu sagen.

Er sah, wie Maigret im Regen den Kai entlangging und an dem Zöllner vorbeikam, der noch einmal grüßte. Dann stieg er wieder in seine Kajüte hinab, kratzte sich den Schädel und goß sich zu trinken ein.

Ein Loch von drei Stunden

Als Maigret zum Mittagessen in sein Hotel kam, teilte der Wirt ihm mit, daß der Briefträger ein Einschreiben für ihn gebracht hätte, das er aber nicht habe dalassen wollen.

Das war wie das Startsignal für die tausend kleinen Ärgernisse, die sich manchmal zu verbünden scheinen, um jemandem das Leben schwer zu machen. Kaum hatte der Kommissar sich zu Tisch gesetzt, fragte er nach seinem Kollegen. Man hatte ihn nicht gesehen. Er ließ im Hôtel de la Gare anrufen. Man antwortete ihm, Machère sei vor einer halben Stunde aus dem Haus gegangen.

Das war nicht weiter schlimm. Maigret war nicht einmal befugt, Machère Anweisungen zu erteilen. Aber er hätte ihm ganz gern den Tip gegeben, den Schiffer nicht zu sehr aus den Augen zu lassen.

Um zwei Uhr war er auf der Post, wo man ihm das Einschreiben aushändigte. Eine lästige Geschichte. Er hatte Möbel gekauft, die Bezahlung aber verweigert, weil man ihm andere als die bestellten geliefert hatte. Die Möbelfirma verlangte ihr Geld und setzte ihn in Verzug.

Es kostete ihn eine gute halbe Stunde, ein Antwortschreiben abzufassen und dann seiner Frau zu schreiben, wie sie sich in dieser Angelegenheit verhalten sollte.

Er war noch nicht fertig damit, als man ihn ans Telefon rief. Es war der Chef der Pariser Kriminalpolizei, der ihn fragte, wann er zurückzukehren gedenke, und ihn bat, einige Einzelheiten über zwei oder drei neue Fälle durchzugeben.

Draußen regnete es immer noch. Der Fußboden des Cafés war mit Sägemehl bedeckt. Um diese Zeit war niemand da, und auch der Kellner nutzte die Gelegenheit, seinen Schriftkram zu erledigen.

Ein lächerliches Detail: Maigret konnte es nicht aushalten, auf einem Marmortisch schreiben zu müssen, aber es gab keinen anderen.

»Rufen Sie doch nochmal im Hôtel de la Gare an und fragen Sie, ob der Inspektor immer noch nicht aufgetaucht ist.«

Eine undefinierbare schlechte Laune hatte von Maigret Besitz ergriffen, und am meisten ärgerte es ihn, daß er keinen bestimmten Grund dafür finden konnte. Zwei- oder dreimal lehnte er die Stirn gegen die beschlagene Scheibe. Der Himmel klarte ein wenig auf, und die Regentropfen fielen spärlicher. Aber der Kai blieb schlammig und menschenleer.

Gegen vier Uhr hörte der Kommissar einen Pfiff. Er lief zur Tür und sah einen Schlepper, der zum ersten Mal seit Beginn des Hochwassers dichten Dampf ausstieß.

Die Strömung war immer noch stark. Als der Schlepper, der sich mit seiner schlanken und schnittigen Silhouette gegenüber den Lastkähnen wie ein Vollblüter ausnahm, vom Ufer ablegte, bäumte er sich buchstäblich

auf. Einen Augenblick lang sah es so aus, als würde die Strömung ihn mit sich fortreißen.

Ein zweiter Pfiff, diesmal noch gellender. Der Schlepper hielt stand. Hinter ihm spannte sich eine Trosse. Ein erster Lastkahn löste sich schwerfällig von dem Block der wartenden Schiffe und legte sich quer zur Maas, während zwei Männer sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen das Ruder stemmten.

Vor den Türen der Cafés standen die Gäste in kleinen Gruppen beisammen, um das Manöver zu beobachten. Zwei, drei Kähne nahmen ihrerseits den Kampf auf, beschreiben einen Halbkreis, und dann, mit einem vor Stolz vibrierenden Pfiff, nahm der Schlepper Fahrt auf und dampfte in Richtung Belgien, während die Kähne hinter ihm Mühe hatten, in gerader Linie zu folgen.

Die »Etoile Polaire« gehörte nicht zu dem Schleppzug
»... so daß ich Sie auffordern darf, die gelieferten Möbel wieder zurückzunehmen. Sie stehen in meiner Wohnung am Boulevard Richard-Lenoir zur Abholung bereit ...«

Maigret schrieb ungewöhnlich langsam, als wenn seine Finger zu plump für die Feder wären, die sie auf das Papier drückten. Das Ergebnis war eine winzige, aber fette Schrift, die von weitem einer Reihe von Tintenklecksen glich.

»Monsieur Peeters fährt mit dem Motorrad vorbei ...« sagte der Kellner, der das Licht anmachte und die Vorhänge neben dem Eingang zuzog.

Es war halb fünf.

»Da gehört Mut dazu, zweihundert Kilometer bei einem solchen Wetter zu fahren! Er ist bis über beide Ohren vollgespritzt.«

»Albert! Das Telefon!« rief die Wirtin.

Maigret unterschrieb seinen Brief und steckte ihn in den Umschlag.

»Für Sie, Herr Kommissar! Aus Paris ...«

»Hallo! Hallo! Ja, ich bin's ...«

Maigret versuchte, seine schlechte Laune zu bremsen. Seine Frau war am Apparat und fragte ihn, wann er zurückkommen würde.

»Hallo ... Es ist jemand wegen der Möbel vorbeigekommen ...«

»Ich weiß! Ich kümmere mich darum.«

»Da ist auch ein Brief von deinem englischen Kollegen gekommen, der ...«

»Ja, Liebes! Das ist nicht wichtig ...«

»Ist es da oben kalt bei euch? Zieh dich warm an! Du bist deine Erkältung noch nicht ganz los, und ...«

Warum fühlte er sich einer beinahe schmerzhaften Ungeduld ausgeliefert? Es war nur ein unbestimmtes Gefühl: ihm war, als würde er irgend etwas Wichtiges verpassen, während er in dieser Kabine stand und telefonierte.

»Ich bin in drei oder vier Tagen wieder in Paris.«

»Erst?«

»Ja. Ich denk an dich ... Bis bald!«

Im Café fragte er nach einem Briefkasten.

»Gleich um die Ecke, vor dem Tabakladen.«

Es war dunkel. Von der Maas sah man nur noch den

Widerschein der Lampen. Plötzlich bemerkte der Kommissar eine Gestalt, die an einem Baumstamm lehnte und die ihm nicht geheuer vorkam. Denn bei diesem Regen und Wind ging wohl niemand nach draußen, nur um frische Luft zu schnappen.

Er warf seinen Brief ein, drehte sich um und sah, wie die Gestalt sich von dem Baumstamm löste. Er ging weiter, und der Unbekannte begann ihm zu folgen.

Dann ging alles sehr rasch. Maigret fuhr herum, und nach einigen schnellen Schritten hatte er den Mann am Kragen gepackt.

»Was machst du hier?«

Er hatte ein bißchen zu kräftig zugepackt. Das Gesicht des Unbekannten lief dunkelrot an. Maigret lockerte seinen Griff.

»Red schon!«

Irgend etwas irritierte ihn, er wußte aber nicht, was. Dieser fliehende Blick war unangenehm, und noch unangenehmer das verlegene Lächeln, das der Mann aufsetzte.

»Bist du nicht der Schiffsjunge von der ›Etoile Polaire‹?«

Der andere nickte eifrig mit dem Kopf.

»Hast du mir aufgelauert?«

Auf dem auffallend länglichen Gesicht des jungen Mannes zeichnete sich eine Mischung aus Angst und Freude ab. Hatte der Schiffer nicht erzählt, daß der Schiffsjunge geistig zurückgeblieben war und ab und zu epileptische Anfälle hatte?

»Lach nicht! Sag mir, was du hier machst ...«

»Ich beobachte Sie.«

»Hat dein Chef dir gesagt, daß du mich überwachen sollst?«

Es war unmöglich, mit diesem armen Teufel hart umzuspringen, der um so bedauernswerter war, als er in der Blüte seiner Jugend stand. Er war zwanzig. Obwohl er sich nicht rasierte, blieb sein Bartwuchs spärlich; die dünnen, blonden Haare waren kaum einen Zentimeter lang. Sein Mund war unnatürlich groß, fast doppelt so groß wie normal.

»Schlagen Sie mich nicht!«

»Komm!«

Einige Kähne hatten ihren Platz gewechselt. Zum ersten Mal seit Wochen herrschte emsiges Treiben an Bord, denn man bereitete sich auf die Abfahrt vor. Man sah die Frauen Vorräte einkaufen. Die Zöllner machten die Runde und inspizierten die Schiffe.

Durch die Abfahrt einiger Schleppzüge lag die »Etoile Polaire« jetzt allein, und ihr Bug hatte sich ein wenig vom Ufer gelöst. In der Kajüte war Licht.

»Geh vor!«

Man mußte über einen Steg gehen, der nur aus einer einzigen schwankenden Planke bestand.

Obwohl die Petroleumlampe brannte, war niemand an Bord.

»Wo bewahrt dein Chef sein Sonntagszeug auf?«

Maigret war auf einige Unordnung gefaßt.

Der Schiffsjunge öffnete einen Wandschrank und blickte erstaunt hinein. Am Boden lagen die Kleidungsstücke, die der Schiffer noch am Morgen getragen hatte.

»Und sein Geld?«

Heftiges Kopfschütteln. Der Trottel hatte keine Ahnung! Das Geld war versteckt!

»Schon gut! Du kannst hierbleiben.«

Maigret zog den Kopf ein, stieg wieder an Deck und stieß fast mit einem Zöllner zusammen.

»Haben Sie zufällig den Mann von der ›Etoile Polaire‹ gesehen?«

»Nein! Ist er nicht an Bord? Ich dachte, er wollte morgen in aller Frühe abfahren.«

»Gehört das Schiff ihm?«

»Ach wo! Es gehört einem seiner Kusins, der in Flémalle lebt. Ein Sonderling wie er selbst ...«

»Was mag er mit dem Schiff verdienen?«

»Sechshundert Francs im Monat? Vielleicht ein bißchen mehr, wenn man den Schmuggel dazurechnet. Aber nicht viel ...«

Das Haus der Flamen war erleuchtet. Nicht nur im Laden, auch in der ersten Etage brannte Licht.

Einige Augenblicke später läutete die Ladenglocke. Maigret putzte seine Schuhe an der Fußmatte ab und rief Madame Peeters zu, die schon angelaufen kam:

»Lassen Sie sich nicht stören!«

Als sie ihn in das Eßzimmer führte, sah er gleich Marguerite van de Weert, die in einer Partitur blätterte.

In ihrem Kleid aus blaßblauem Satin sah sie noch graziler und ätherischer aus als je zuvor. Sie empfing den Kommissar mit einem einladenden Lächeln.

»Sind Sie gekommen, um Joseph zu sprechen?«

»Ist er nicht hier?«

»Er ist hinaufgegangen und zieht sich um. Es ist unverantwortlich von ihm, die Strecke bei solchem Wetter mit dem Motorrad zu fahren. Vor allem er, der seine Gesundheit schonen sollte, zumal er durch sein Studium so überlastet ist ...«

Das war keine Liebe! Das war Anbetung! Man hatte das Gefühl, daß sie fähig wäre, den jungen Mann stundenlang in stummer Andacht anzuhimmeln!

Was war eigentlich das Besondere an ihm, das solche Gefühle wecken konnte? Sprach nicht auch seine Schwester ebenso ehrfürchtig von ihm?

»Ist Anna bei ihm?«

»Sie legt ihm die Sachen zurecht.«

»Und Sie? Sind Sie schon lange hier?«

»Eine Stunde.«

»Wußten Sie, daß Joseph Peeters kommen würde?«

Sie war ein wenig verlegen, aber nur einen Augenblick lang, und antwortete rasch:

»Er kommt jeden Samstag um die gleiche Zeit.«

»Gibt es ein Telefon hier im Haus?«

»Hier nicht. Aber bei uns natürlich. Mein Vater muß ständig erreichbar sein.«

Er wußte nicht, warum sie anfing, ihm zu mißfallen. Oder, genauer gesagt, ihm auf die Nerven zu gehen. Er mochte ihre babyhafte Art nicht, ihre gewollt kindliche Art zu sprechen, ihren Blick, der unschuldsvoll wirken sollte.

»Hören Sie? Jetzt kommt er herunter ...«

Und tatsächlich hörte man Schritte auf der Treppe.

Joseph Peeters betrat das Eßzimmer, ganz sauber und korrekt, die Haare frisch gekämmt und noch feucht.

»Ich wußte nicht, daß Sie hier sind, Herr Kommissar ...«

Er wagte nicht, ihm die Hand zu reichen, und wandte sich an Marguerite:

»Und du hast ihm noch nichts angeboten?«

Im Laden unterhielten sich einige Leute auf flämisch. Anna kam auch herein, unbekümmert und zufrieden, und verneigte sich, wie sie es wahrscheinlich in der Klosterschule gelernt hatte.

»Stimmt es, Herr Kommissar, daß es gestern abend in einem Lokal in der Stadt einen Skandal gegeben hat? Ich frage, weil die Leute hier immer übertreiben ... Aber setzen Sie sich doch! Joseph, geh und hol etwas zu trinken.«

Im Kamin glühten Eierkohlen. Der Klavierdeckel war hochgeklappt.

Maigret versuchte, sich über ein Gefühl klarzuwerden, das er nicht loswurde, seit er hereingekommen war, aber jedesmal, wenn er fast zu wissen glaubte, was es war, entglitt es ihm wieder.

Irgend etwas war verändert. Er wußte nur nicht, was.

Und er war mürrisch. Er machte ein verschlossenes Gesicht und hatte die Stirn gerunzelt, wie immer, wenn er einen schlechten Tag hatte. Am liebsten hätte er irgend etwas Ungehöriges angestellt, um diese ganze Harmonie zu zerstören, die ihn umgab.

Vor allem Anna rief dieses merkwürdige Gefühl in ihm wach. Sie trug noch immer das gleiche graue Kleid, das ihrer Gestalt das Aussehen einer Statue verlieh.

Hatten sich wirklich nur die Ereignisse gegen sie verschworen? Sie bewegte sich, ohne daß ihre Gesten eine einzige Falte ihrer Kleidung veränderten. Ihr Gesicht blieb heiter.

Wenn man sie so sah, hätte man sie für eine Gestalt aus einer antiken Tragödie halten können, die sich in den armseligen Alltag einer kleinen Grenzstadt verirrt hatte.

»Bedienen Sie auch manchmal im Laden?«

Er hatte nicht gewagt zu sagen: im Bistro.

»Oft! Ich vertrete Mutter.«

»Und Sie schenken auch Alkohol aus?«

Sie lächelte nicht, sondern begnügte sich damit, erstaunt zu fragen:

»Warum nicht?«

»Es kommt aber doch vor, daß die Schiffer betrunken sind, nicht wahr? Dann werden sie doch sicher recht vertrauensselig, vielleicht sogar zudringlich?«

»Hier nicht!«

Wieder das selbstsichere, unerschütterliche Standbild!

»Möchten Sie lieber einen Portwein oder ...?«

»Lieber ein Glas von dem Genever, den Sie mir neu-lich angeboten haben.«

»Geh und sag Mutter, sie soll dir die Flasche mit altem Schiedam geben, Joseph.«

Und Joseph gehorchte.

Würde Maitret seine Vorstellungen über die Hierarchie des Hauses revidieren müssen? Er hatte Joseph als den wahren Gott der Familie obenangestellt. Dann kam Anna. Dann Maria. Dann Madame Peeters, die sich um den Laden kümmerte. Und schließlich der Vater, der in seinem Sessel schlief.

Anna schien unangefochten den ersten Platz einzunehmen.

»Haben Sie noch nichts Neues entdeckt, Herr Kommissar? Sie wissen doch, daß die ersten Schiffe schon die Leinen loswerfen? Die Schifffahrt ist bis Lüttich wieder freigegeben, vielleicht sogar bis Maastricht. Noch zwei Tage, und es werden hier höchstens noch drei oder vier Lastkähne gleichzeitig liegen ...«

Warum sagte sie das?

»Aber nein, Marguerite! Die Gläser mit dem Stiel!«

Denn Marguerite hatte die falschen Gläser aus dem Schrank genommen.

Maigret spürte noch immer das unwiderstehliche Verlangen, die Harmonie zu zerstören, und da Joseph im Laden war und seine Kusine gerade die Gläser aussuchte, nutzte er die Gelegenheit, um Anna rasch das Foto von Gérard Piedbœuf zu zeigen.

»Ich muß mit Ihnen darüber sprechen!« sagte er halblaut.

Er beobachtete sie gespannt. Aber wenn er gehofft hatte, die Gelassenheit dieses Gesichts zu stören, so wurde er enttäuscht. Anna begnügte sich damit, ein komplizenhaftes Augenzwinkern anzudeuten, das soviel bedeutete wie:

»Ja ... aber nicht jetzt ...«

Und zu ihrem Bruder gewandt, der wieder hereinkam:

»Sind noch viele Leute im Laden?«

»Fünf.«

Zugleich bewies Anna auch ein feines Gespür für Nuancen: auf der Flasche, die Joseph hereinbrachte, steckte

ein dünner Ausgießer aus Zinn, der es ermöglichte, den Inhalt einzugießen, ohne einen einzigen Tropfen zu verschütten.

Bevor sie die Gläser füllte, zog Anna den Ausgießer heraus und gab damit zu erkennen, daß er sich in einem Salon mit Gästen nicht schickte.

Maigret wärmte sein Glas einen Augenblick lang in der hohlen Hand.

»Auf Ihr Wohl«, sagte er.

»Auf Ihr Wohl!« wiederholte Joseph Peeters, der als einziger mittrank.

»Wir haben jetzt den Beweis, daß Germaine Piedbœuf ermordet wurde.«

Allein Marguerite stieß einen leisen, verängstigten Schrei aus, einen spitzen Jungmädchenschrei, wie man ihn sonst nur im Theater hört.

»Wie schrecklich!«

»Man hat mir davon erzählt, aber ich wollte es nicht glauben«, sagte Anna. »Das wird unsere Lage noch schwieriger machen, nicht wahr?«

»Oder einfacher! Vor allem, wenn ich beweisen kann, daß Ihr Bruder am 3. Januar nicht in Givet war.«

»Warum?«

»Weil Germaine Piedbœuf mit einem Hammer erschlagen wurde.«

»Mein Gott! Sprechen Sie nicht weiter!«

Es war Marguerite, die kreidebleich aufstand und in Ohnmacht zu fallen drohte.

»Ich habe den Hammer in meiner Tasche.«

»Nein! Ich flehe Sie an, zeigen Sie ihn nicht!«

Anna hingegen blieb ganz ruhig. Sie wandte sich ihrem Bruder zu und fragte:

»Ist dein Freund zurückgekommen?«

»Ja, gestern.«

Dem Kommissar erklärte sie:

»Das ist der Kommilitone, mit dem er den Abend des 3. Januar in einem Café in Nancy verbracht hat ... Er war vor knapp zwei Wochen nach Marseille gefahren, weil seine Mutter gestorben war. Jetzt ist er zurück ...«

»Auf Ihr Wohl!« erwiderte Maigret und leerte sein Glas.

Dann nahm er die Flasche und goß sich erneut ein. Von Zeit zu Zeit läutete die Ladenglocke. Oder man hörte das Geräusch einer kleinen Schaufel, die Zucker in eine Papiertüte schüttete, und das Aufsetzen der Waagschale.

»Geht es Ihrer Schwester noch nicht besser?«

»Man hofft, daß sie am Montag oder Dienstag wieder aufstehen kann. Aber sie wird wahrscheinlich noch einige Zeit lang nicht herkommen können.«

»Hat sie vor, zu heiraten?«

»Nein. Sie will Nonne werden. Das schwebt ihr schon seit langem vor.«

Woran erkannte Maigret, daß irgend etwas im Laden vor sich ging? Die Geräusche waren die gleichen, vielleicht weniger laut. Einen Augenblick später hörte man Madame Peeters französisch sprechen.

»Sie sind im Eßzimmer ...«

Türen, die geöffnet und wieder geschlossen wurden. Inspektor Machère, der auf der Schwelle stehenblieb. Er war ziemlich aufgeregt, bemühte sich aber, ruhig zu

bleiben, und sah den Kommissar an, der vor seinem Genever saß.

»Was gibt es, Machère?«

»Der ... Ich ... Kann ich Sie kurz unter vier Augen sprechen?«

»Um was geht's?«

»Um ...«

Er wollte nicht mit der Sprache heraus und versuchte, Maigret heimlich Zeichen zu geben, die aber jeder im Raum sah und verstand.

»Genier dich nicht.«

»Es geht um den Schiffer ...«

»Ist er zurückgekommen?«

»Nein. Er ...«

»Hat er gestanden?«

Machère saß wie auf heißen Kohlen. Er war gekommen, um Maigret etwas mitzuteilen, das er als äußerst wichtig und streng vertraulich ansah, und nun zwang man ihn, vor drei Personen zu sprechen!

»Er ... Man hat seine Mütze und seine Jacke gefunden ...«

»Die alte oder die neue?«

»Wie bitte?«

»Hat man seine Sonntagsjacke gefunden, die aus blauem Stoff?«

»Aus blauem Stoff, ja. Am Ufer ...«

Alle schwiegen. Anna stand neben dem Tisch und betrachtete den Inspektor, ohne daß ihr Gesicht auch nur die geringste Regung verriet. Joseph Peeters rieb sich nervös die Hände.

»Fahr fort!«

»Er muß sich in die Maas gestürzt haben. Seine Mütze hat man in der Nähe des Kahns aus dem Wasser gefischt, der hinter seinem Schiff festgemacht hatte. Sie ist an dem Kahn hängengeblieben, verstehen Sie?«

»Und weiter?«

»Die Jacke ist am Ufer gefunden worden. Und dieser Zettel hier war mit einer Nadel angeheftet ...«

Er zog ihn vorsichtig aus seiner Brieftasche. Es war ein Papierfetzen, den der Regen völlig durchnäßt hatte. Mit Mühe konnte man noch entziffern:

»Ich bin ein elender Schweinehund. Lieber gehe ich in den Fluß ...«

Maigret hatte halblaut mitgelesen. Joseph Peeters fragte mit unsicherer Stimme:

»Ich verstehe nicht ... Was will er damit sagen?«

Machère blieb stehen. Er fühlte sich ratlos und unbehaglich. Marguerite blickte nacheinander jeden im Raum mit ihren großen ausdruckslosen Augen an.

»Ich glaube, Sie sollten jetzt ...« begann der Inspektor.

Maigret erhob sich mit einem wohlwollenden Lächeln. Er wandte sich vor allem an Anna.

»Sehen Sie, ich hatte eben von einem Hammer gesprochen ...«

»So schweigen Sie doch!« beschwor ihn Marguerite.

»Was werden Sie morgen nachmittag machen?«

»Wie jeden Sonntag ... Wir bleiben im Kreis der Familie. Nur Maria wird fehlen.«

»Erlauben Sie, daß ich Ihnen dann noch einen Besuch

abstatte? Vielleicht gibt es wieder diese ausgezeichnete Reistorte ...?»

Maigret ging in den Flur und zog seinen Mantel über, der vom Regen doppelt so schwer geworden war.

»Sie entschuldigen mich ...« stotterte Machère, »der Kommissar wollte ...«

»Komm schon!«

Im Laden war Madame Peeters auf einen Schemel geklettert, um aus dem obersten Fach ein Paket Stärke zu holen. Eine Schiffersfrau wartete ergeben, ein Einkaufsnetz am Arm.

Der Besuch bei den Ursulinerinnen

Eine kleine Gruppe von Menschen hatte sich am Ufer nahe der Stelle eingefunden, an der man die Mütze aus dem Wasser gefischt hatte, aber der Kommissar zog Machère weiter und ging mit ihm auf die Brücke zu.

»Sie hatten mir nichts von diesem Hammer erzählt. Offensichtlich ...«

»Wo hast du den ganzen Tag gesteckt?«

Der Inspektor machte ein Gesicht wie ein ertappter Schuljunge.

»Ich war in Namur. Ich wollte mich vergewissern, ob Maria Peeters sich tatsächlich den Fuß ...«

»Und?«

»Man wollte mich nicht eintreten lassen. Ich bin in ein Kloster hineingeraten, in dem die Nonnen mich angestarrt haben wie einen Maikäfer, der in die Suppe gefallen ist ...«

»Hast du darauf bestanden, sie zu sehen?«

»Ich habe sogar gedroht.«

Maigret unterdrückte ein amüsiertes Lächeln. In der Nähe der Brücke fand er eine Tankstelle, die auch Autos vermietete, und verlangte einen Wagen mit Chauffeur für eine Fahrt nach Namur.

Fünzig Kilometer hin und fünfzig Kilometer zurück, immer am Ufer der Maas entlang.

»Kommst du mit?«

»Wenn Sie meinen? Aber ich sage Ihnen doch, daß man Sie nicht einlassen wird. Außerdem brauchen wir uns jetzt, wo man den Hammer gefunden hat, doch nicht mehr ...«

»Na gut! Mach etwas anderes. Nimm dir auch einen Wagen und klappere alle kleineren Bahnhöfe in einem Umkreis von zwanzig Kilometern ab. Versuche herauszubekommen, ob der Schiffer dort in den Zug gestiegen ist ...«

Maigrets Wagen startete. Der Kommissar lehnte sich in die Polster zurück, rauchte seelenruhig seine Pfeife und sah von der Landschaft nur die wenigen Lichter, die rechts und links vom Wagen vorüberhuschten.

Er wußte, daß Maria Peeters Lehrerin in einer Schule war, die von Ursulinerinnen geleitet wurde. Er wußte auch, daß diese in der kirchlichen Hierarchie das Pendant zu den Jesuiten bildeten, also gewissermaßen die Aristokratie der Lehrenden darstellten. Alles, was in der Provinz Rang und Namen hatte, schickte seine Töchter in die Schule von Namur.

Daher war es besonders amüsant, sich vorzustellen, wie Inspektor Machère mit den Nonnen diskutierte, darauf bestand, eingelassen zu werden, und ihnen zu allem Überfluß auch noch drohte!

»Ich habe vergessen, ihn zu fragen, wie er sie angeredet hat«, dachte Maigret. »Bestimmt hat er *Meine Damen* gesagt oder sogar *Gute Schwester* ...«

Maigret war groß, schwer und breitschultrig, sein Gesicht grob und energisch. Als er jedoch an der Pforte des Klosters schellte, das an einer kleinen Straße lag, auf der zwischen den Pflastersteinen Gras wuchs, war die Laienschwester, die ihm öffnete, nicht im mindesten über seinen Besuch verwundert.

»Ich möchte gern die Ehrwürdige Mutter sprechen!« sagte er.

»Sie ist in der Kapelle. Aber sobald die Andacht beendet ist ...«

Er wurde in ein Sprechzimmer geführt, neben dem das Eßzimmer der Peeters verdreckt und unaufgeräumt gewirkt hätte. Hier sah man sich im Parkett wirklich wie in einem Spiegel. Man spürte, daß auch die kleinsten Gegenstände unverrückbar waren, daß jeder einzelne Stuhl seit Jahren seinen festen Platz hatte, und daß die Wanduhr am Kamin noch nie stehengeblieben, noch nie vor- oder nachgegangen war.

In den mit kostbaren Fliesen ausgelegten Gängen ahnte man gleitende Schritte, manchmal ein Flüstern. Schließlich, sehr leise und von weit her, der Klang einer Orgel.

Die Leute vom Quai des Orfèvres hätten gewiß nicht schlecht gestaunt, einen Maigret vorzufinden, der sich hier wie zu Hause fühlte. Als die Oberin eintrat, begrüßte er sie wie selbstverständlich mit der bei Ursulinerinnen üblichen Anrede: »Meine Mutter ...«

Sie wartete, die Hände in den Ärmeln verschränkt.

»Ich bitte, mir die Störung zu verzeihen, aber ich möchte Sie um die Erlaubnis bitten, eine Ihrer Lehrerinnen zu besuchen. Ich weiß, daß die Ordensregel das

verbietet. Da es sich aber um das Leben oder zumindest um die Freiheit eines anderen handelt ...«

»Sind Sie auch von der Polizei?«

»Ich nehme an, ein Inspektor hat Sie bereits aufgesucht?«

»Ein Herr, der vorgab, von der Polizei zu sein, der laut geworden ist und der beim Hinausgehen gerufen hat, man würde noch von ihm hören ...«

Maigret entschuldigte sich für ihn und blieb dabei ruhig, höflich und respektvoll. Er fand noch einige verbindliche Worte, und wenig später war eine Laienschwester damit beauftragt, Maria Peeters mitzuteilen, daß ein Herr sie sprechen wolle.

»Ein sehr tüchtiges Mädchen, nicht wahr, meine Mutter?«

»Ich kann nur das Allerbeste von ihr sagen. Anfangs hatten der Schulgeistliche und ich gezögert, sie aufzunehmen, wegen des Gewerbes ihrer Eltern ... Nicht der Lebensmittelladen, sondern der Ausschank ... Wir haben darüber hinweggesehen und können uns zu dieser Entscheidung nur beglückwünschen. Gestern hat sich Maria, als sie eine Treppe hinabgestiegen ist, den Knöchel verstaucht. Seitdem liegt sie zu Bett und ist sehr niedergeschlagen, denn sie weiß, daß es uns einiges Kopfzerbrechen bereitet, wenn sie für den Unterricht ausfällt ...«

Die Laienschwester kam zurück. Maigret folgte ihr durch endlose Flure. Er begegnete mehreren Gruppen von Schülerinnen, die alle gleich angezogen waren: ein schwarzes Plisseekleid und ein Band aus blauer Seide um den Hals.

Schließlich öffnete die Schwester im dritten Stock ei-

ne Tür. Sie war sich nicht sicher, ob sie gehen oder bleiben sollte.

»Lassen Sie uns allein, Schwester ...«

Ein kleines, ganz schlichtes Zimmer. Mit Ölfarbe gestrichene Wände, an denen schwarz gerahmte Lithographien mit religiösen Motiven und ein großes Kreuzifix hingen.

Ein Eisenbett. Eine magere, unter der Decke kaum wahrnehmbare Gestalt.

Maigret konnte ihr Gesicht nicht sehen. Sie sagte auch nichts. Als die Tür wieder geschlossen war, blieb er eine Weile unbeweglich stehen. Der durchnäßte Hut und der schwere Mantel störten ihn.

Schließlich hörte er ein unterdrücktes Schluchzen. Aber Maria Peeters lag noch immer mit dem Gesicht zur Wand und versteckte sich in den Kissen.

»So beruhigen Sie sich doch«, hörte er sich sagen.

»Ihre Schwester Anna wird Ihnen sicher erzählt haben, daß ich sozusagen als Freund gekommen bin ...«

Aber damit konnte er das Mädchen nicht beruhigen. Im Gegenteil, ihr Körper wurde jetzt von heftigen Krämpfen geschüttelt.

»Was hat denn der Arzt gesagt? Werden Sie noch lange das Bett hüten müssen?«

Es war schon merkwürdig, mit jemandem so zu sprechen, den man nicht sah – vor allem, da Maigret das Mädchen gar nicht kannte!

Das Schluchzen ließ nach. Offenbar beruhigte sie sich ein wenig. Sie schniefte, und ihre Hand suchte unter dem Kopfkissen nach einem Taschentuch.

»Warum sind Sie so nervös? Die Ehrwürdige Mutter hat mir eben noch gesagt, wie sehr sie Sie schätzt!«

»Lassen Sie mich in Frieden!« bat sie.

In diesem Augenblick wurde an die Tür geklopft, und die Mutter Oberin trat ein, als ob sie den rechten Moment zum Einschreiten abgepaßt hätte.

»Entschuldigen Sie, aber ich weiß, wie sensibel unsere arme Maria ist ...«

»War sie schon immer so?«

»Sie hat ein sehr empfindsames Wesen ... Als ihr klar wurde, daß ihre Verstauchung sie mindestens eine Woche lang ans Bett fesseln und daran hindern würde, Stunden zu geben, war sie völlig verzweifelt. Zeigen Sie uns Ihr Gesicht, Maria ...«

Das Mädchen schüttelte nur heftig den Kopf.

»Wir kennen natürlich«, fuhr die Oberin fort, »die Beschuldigungen, die einige Leute gegen die Familie erhoben haben. Ich habe drei Messen lesen lassen, damit die Wahrheit bald ans Licht kommen möge ... Auch eben habe ich bei der Andacht noch einmal für Sie gebetet, Maria ...«

Endlich wandte sie ihnen ihr kleines, ganz schmales und bleiches Gesicht zu, auf dem das Fieber und die Tränen rote Flecken hinterlassen hatten.

Sie ähnelte ganz und gar nicht Anna, sondern eher ihrer Mutter, deren fein geschnittene Gesichtszüge sie hatte, aber unglücklicherweise waren sie so unregelmäßig, daß man sie nicht hübsch nennen konnte. Die Nase war zu lang und spitz, der Mund groß und schmal.

»Bitte verzeihen Sie mir!« sagte sie und trocknete sich

die Augen mit dem Taschentuch. »Ich bin zu nervös! Der Gedanke, daß ich hier liege, während ... Sie sind Kommissar Maigret, nicht wahr? Haben Sie meinen Bruder gesehen?«

»Ich habe noch vor weniger als einer Stunde mit ihm gesprochen. Er ist bei Ihnen zu Hause, mit Anna und Ihrer Kusine Marguerite ...«

»Wie geht es ihm?«

»Er ist sehr gefaßt und zuversichtlich ...«

Würde sie wieder anfangen zu weinen? Die Oberin nickte Maigret ermutigend zu. Sie war froh, ihn mit einer Ruhe und Bestimmtheit sprechen zu hören, die sich nur günstig auf eine Kranke auswirken konnten.

»Anna hat mir gesagt, Sie hätten sich entschlossen, den Schleier zu nehmen ...«

Maria weinte erneut. Sie versuchte nicht einmal, es zu verbergen. Jede Koketterie war ihr fremd, und sie wandte ihr glänzendes, geschwollenes Gesicht nicht zur Seite.

»Das ist eine Entscheidung, die wir seit langem erwartet haben«, sagte die Oberin leise. »Maria gehört mehr der Religion als dieser Welt ...«

Ein neuer Weinkrampf schüttelte Marias mageren Körper, und ihre Hände klammerten sich an die Bettdecke.

»Sie sehen, daß ich vorhin gut beraten war, den anderen Herrn nicht heraufkommen zu lassen!«

Maigret stand noch immer in seinem Mantel da, der ihn noch untersetzter wirken ließ. Er betrachtete das kleine Bett, das verstörte Mädchen.

»War der Arzt schon bei ihr?«

»Ja ... Er sagt, die Verstauchung sei nicht weiter schlimm, wohl aber die nervöse Krise, die im Anschluß daran ausgebrochen ist ... Wollen wir sie allein lassen? Beruhigen Sie sich, Maria. Ich werde Mutter Julienne heraufschicken und sie bitten, bei Ihnen zu bleiben ...«

Maigret betrachtete ein letztes Mal das Weiß des Bettes, die aufgelösten Haare auf dem Kopfkissen und die weit aufgerissenen Augen, die ihn fixierten, während er rückwärts zur Tür ging.

Auf dem Korridor sprach die Oberin mit gedämpfter Stimme und glitt über den gebohnerten Boden dahin.

»Sie war nie sehr gesund. Der Skandal hat sie sehr mitgenommen, und ihren Sturz auf der Treppe wird man sicher auch dieser Aufregung zuschreiben müssen. Sie schämt sich für ihren Bruder und für die Ihren. Sie hat mir mehrfach anvertraut, daß sie fürchtet, der Orden werde sie nach alledem nicht mehr in seinen Schoß aufnehmen. Stundenlang liegt sie teilnahmslos da und starrt die Decke an, ohne das Geringste zu sich zu nehmen. Dann, ohne ersichtlichen Grund, kommt es wieder zu einer Krise. Der Arzt gibt ihr Spritzen, damit sie wieder zu Kräften kommt ...«

Sie waren in der Eingangshalle angelangt.

»Darf ich Sie fragen, was Sie von dieser Angelegenheit halten, Herr Kommissar?«

»Sie dürfen, aber es fällt mir nicht leicht, Ihnen zu antworten. Um ganz offen zu sprechen: ich weiß noch nichts. Morgen erst ...«

»Glauben Sie, morgen mehr zu wissen?«

»Ich kann Ihnen nur noch einmal danken, Ehrwürdige

Mutter, und mich wegen meines Besuchs entschuldigen ... Vielleicht darf ich mir erlauben, Sie anzurufen, um mich nach dem Befinden Marias zu erkundigen?»

Schließlich stand er wieder draußen. Er atmete die frische, vom Regen gesättigte Luft ein und ging zu seinem Wagen, der am Fahrbahnrand auf ihn wartete.

»Nach Givet!«

Er stopfte genüßlich seine Pfeife und streckte sich schräg auf der Rückbank aus. An einer Kurve in der Nähe von Dinant fiel ihm ein Wegweiser auf:

Grotten von Rochefort

Es ging zu rasch, um die Zahl der Kilometer zu lesen. Er konnte nur einen Blick auf eine ins Unbekannte führende Seitenstraße werfen und stellte sich einen Sommersonntag vor, einen Zug, der mit Ausflüglern überfüllt war, und zwei Paare: Joseph Peeters und Germaine Piedbœuf, Anna und Gérard ...

Es war sicherlich warm, und gewiß trugen die Reisenden auf der Rückfahrt Feldblumensträuße im Arm ...

Anna, die auf der Bank saß, verletzt, bewegt, verstört, und vielleicht heimlich das Gesicht des Mannes beobachtete, der soeben ihr ganzes Wesen von Grund auf verändert hatte.

Und Gérard, sehr fröhlich, unbeschwert, der herum scherzte und nicht fähig war, den Ernst und die Unwideruflichkeit dessen zu begreifen, was an diesem Nachmittag geschehen war ...

Hatte er versucht, sie wiederzusehen? Gab es eine Fortsetzung dieses Abenteuers?

Nein, antwortete Maigret sich selbst. Anna hatte ver-

standen! Sie machte sich keine Illusionen über ihren Gefährten! Seit diesem Tage dürfte sie ihm aus dem Weg gegangen sein ...

Und er stellte sich vor, wie sie ihr Geheimnis für sich behielt, vielleicht noch monatelang insgeheim die Folgen dieser Umarmung fürchtete und den Männern, allen Männern, unversöhnlichen Haß schwor.

»Soll ich Sie zu Ihrem Hotel fahren?«

Sie waren schon wieder in Givet: die belgische Grenze, der wachhabende Zöllner in seiner khakifarbenen Uniform, die französische Grenze, die Lastkähne, das Haus der Flamen, der schmutzige Kai.

Maigret war erstaunt, einen schweren Gegenstand in seiner Tasche zu fühlen. Er griff hinein und fand den Hammer, an den er nicht mehr gedacht hatte.

Inspektor Machère, der das Auto hatte anhalten hören, stand auf der Schwelle des Cafés und sah zu, wie Maigret den Fahrer entlohnte.

»Hat man Sie hineingelassen?«

»Natürlich!«

»Das wundert mich! Ehrlich gesagt, ich hätte wetten mögen, daß Maria Peeters gar nicht dort sei ...«

»Wo hätte sie denn sein sollen?«

»Ich weiß es nicht. Ich verstehe das alles nicht mehr. Vor allem, seit der Hammer gefunden wurde ... Wissen Sie, wer mich eben aufgesucht hat?«

»Der Schiffer?«

Und Maigret, der in die Gaststube eingetreten war, bestellte ein Bier und setzte sich in eine Ecke am Fenster.

»Beinahe! Jedenfalls kommt es fast auf das gleiche

hinaus. Gérard Piedbœuf war hier. Ich hatte die umliegenden Bahnhöfe mit dem Auto abgeklappert und nichts herausbekommen ...«

»Und Gérard hat dir verraten, wo sich unser Mann versteckt?«

»Er hat mir jedenfalls erzählt, der Schiffer sei gesehen worden, wie er in Givet um vier Uhr fünfzehn den Zug bestieg. Das ist der Zug nach Brüssel ...«

»Wer hat ihn gesehen?«

»Ein Freund von Gérard. Er hat mir angeboten, ihn herzubringen.«

»Soll ich zwei Gedecke auflegen?« fragte der Wirt.

»Ja. Nein ... Ist egal ...«

Maigret trank sein Bier in großen, schnellen Zügen.

»Ist das alles?«

»Finden Sie nicht, daß das genug ist? Wenn man ihn tatsächlich am Bahnhof gesehen hat, dann ist er auch nicht tot. Dann ist er nämlich auf der Flucht. Und wenn er auf der Flucht ist ...«

»Genau!«

»Also denken Sie das gleiche wie ich!«

»Ich denke überhaupt nichts, Machère. Ich schwitze! Und kalt ist mir auch! Ich fürchte, ich habe mir eine schöne Erkältung eingefangen. Ich muß erst einmal in mich hineinhorchen, ob ich etwas essen oder lieber gleich ins Bett gehen soll. Noch ein Halbes, Garçon! Moment mal, nein! Einen Grog. Aber mit viel Rum!«

»Hat sie sich wirklich den Fuß verstaucht?«

Maigret antwortete nicht. Er brütete vor sich hin. Man hätte sogar sagen können, daß er nervös war.

»Jedenfalls hat der Untersuchungsrichter dir doch sicher einen Blanko-Haftbefehl gegeben?«

»Ja, schon. Aber er hat mir geraten, sehr vorsichtig damit zu sein, wegen der Mentalität der Leute hier in den kleinen Städten. Ich soll ihn anrufen, bevor ich irgend etwas Endgültiges unternehme.«

»Und was wirst du tun?«

»Ich habe schon an die Sûreté in Brüssel telegraphiert, daß man den Schiffer beim Verlassen des Zuges festnehmen soll. Und ich muß Sie bitten, mir das Mordwerkzeug auszuhändigen.«

Zur großen Verwunderung einiger Gäste zog der Kommissar den Hammer aus der Tasche und legte ihn auf die Marmorplatte des Tisches.

»Ist das alles?«

»Sie müssen auch eine Aussage zu Protokoll geben, weil Sie ihn ja gefunden haben.«

»Aber nein! Aber nein! Das weiß doch keiner. Den Hammer hast du entdeckt ...«

Machères Augen leuchteten vor Freude.

»Ich danke Ihnen. Das ist wichtig für die Beförderung.«

»Ich habe neben dem Ofen für zwei gedeckt«, teilte der Wirt ihnen mit.

»Danke, ich habe keinen Hunger. Ich gehe schlafen.«

Maigret drückte seinem Kollegen die Hand und ging hinauf in sein Zimmer.

Wahrscheinlich hatte er sich erkältet, weil er seit zwei Tagen mit feuchten Kleidern am Leibe herumliefe, denn er hatte keinen Anzug zum Wechseln mitgenommen.

Er fühlte sich wie gerädert. Ehe er einschlief, kämpfte

er noch eine gute halbe Stunde gegen die verschwommenen Bilder an, die in ermüdend schneller Folge vor seinen Augen vorüberglitten.

Am Sonntagmorgen war er allerdings als erster auf. In der Gaststube fand er nur den Kellner vor, der die Kaffeemaschine in Gang setzte und gemahlene Kaffeebohnen in den Filteraufsatz schüttete.

Die Stadt schlief noch. Nur unmerklich ging die Nacht in die Morgendämmerung über, und die Laterne waren noch an. Auf dem Fluß hingegen riefen die Schiffer einander von einem Kahn zum anderen knappe Kommandos zu, warfen einander Taue zu, und ein Schlepper manövrierte sich an ihre Spitze.

Und wieder setzte sich ein Schleppzug in Richtung Belgien und Holland in Bewegung.

Der Regen hatte fast aufgehört. Nur noch ein feiner Nieselregen bestäubte die Schultern mit winzigen Wassertröpfchen.

Irgendwo läuteten Kirchenglocken. Im Haus der Flamen brannte hinter einem der Fenster Licht. Dann wurde die Haustür geöffnet. Madame Peeters zog sie sorgfältig hinter sich ins Schloß und ging mit eiligen Schritten davon, ein Meßbuch im schwarzen Leinenschuber in der Hand.

Maigret verbrachte den ganzen Vormittag draußen und betrat nur gelegentlich ein Café, um einen Schnaps zu trinken und sich aufzuwärmen. Wetterkundige behaupteten, daß es frieren würde, und das wäre dann eine Katastrophe für die Gegenden, die das Hochwasser überschwemmt hatte.

Um halb acht kam Madame Peeters von der Messe zurück, öffnete die Fensterläden des Geschäfts und machte in der Küche das Feuer an.

Erst gegen neun zeigte Joseph sich einen Augenblick in der Tür, ohne Kragen, noch ungewaschen und unraziert, die Haare wild durcheinander.

Um zehn Uhr ging er mit Anna, die einen neuen Mantel aus beigefarbenem Stoff trug, zur Messe.

Im Café de la Mairie herrschte noch Ungewißheit, ob ein Schlepper, dessen Ankunft man erwartete, bereit sein würde, noch am gleichen Tag mit einem Schiffszug zurückzufahren. Also blieben die Schiffer die ganze Zeit in dem Lokal und gingen nur gelegentlich vor die Tür, um flußabwärts zu schauen.

Es war fast zwölf, als Gérard Piedbœuf im Sonntagsanzug das Haus verließ, mit gelben Schuhen, einem hellen Filzhut und Lederhandschuhen. Er kam ganz nah an Maigret vorbei. Sein erster Gedanke war gewiß, ihn nicht anzusprechen, ja nicht einmal zu grüßen.

Aber er konnte seinem Verlangen nicht widerstehen, sich aufzuspielen oder seine Gedanken auszusprechen.

»Ich gehe Ihnen auf die Nerven, nicht wahr? Sicher verachten Sie mich!«

Er hatte Ringe unter den Augen. Seit jenem Vorfall im Café de la Mairie lebte er in ständiger Unruhe.

Maigret zuckte mit den Schultern und kehrte ihm den Rücken. Er sah die Hebamme, die das Kind in einen Wagen setzte und stadteinwärts schob.

Machère ließ sich nicht blicken. Erst kurz vor eins traf Maigret ihn, und zwar im Café de la Mairie. Gérard saß

mit seinem Freund und seinen beiden Begleiterinnen von damals an einem anderen Tisch.

Machère selbst war von drei Männern umgeben, die der Kommissar schon einmal gesehen zu haben glaubte.

»Der stellvertretende Bürgermeister ... Der Polizeikommissar ... Sein Assistent ...« stellte der Inspektor vor.

Alle waren im Sonntagsanzug und tranken Anischnaps. Jeder hatte schon drei Untersetzer vor sich stehen. Machère gab sich ungewöhnlich selbstsicher.

»Ich habe den Herren gerade mitgeteilt, daß die Ermittlungen so gut wie abgeschlossen sind. Jetzt hängt alles nur noch von der belgischen Polizei ab. Ich wundere mich, daß noch kein Telegramm aus Brüssel gekommen ist, um uns die Festnahme des Schiffers zu melden ...«

»Telegramme werden sonntags nach elf Uhr nicht mehr ausgetragen«, unterbrach ihn der stellvertretende Bürgermeister. »Es sei denn, Sie waren selbst auf der Post ... Was darf man Ihnen anbieten, Herr Kommissar? Wissen Sie, daß man hier in der Gegend sehr viel von Ihnen gesprochen hat?«

»Wie schön.«

»Ich wollte sagen, daß man schlecht von Ihnen gesprochen hat. Man hat Ihr Verhalten als ...«

»Ein Halbes, Garçon! Schön kalt!«

»Sie trinken um diese Tageszeit Bier?«

Draußen stolzierte Marguerite vorbei. Sie war ganz Dame und wußte, daß alle ihr nachsahen.

»Das Ärgerliche ist, daß diese Sittlichkeitsdelikte ... Schauen Sie! Seit zehn Jahren hat es so etwas in Givet

nicht mehr gegeben. Das letzte Mal war es ein polnischer Arbeiter, der ...«

»Sie entschuldigen mich, meine Herren ...«

Maigret lief hinaus und holte auf der Hauptstraße Anna Peeters und ihren Bruder ein, die mit hoch erhobenen Kopf dahergingen, als wollten sie allen Verdächtigungen trotzen.

»Ich werde mir erlauben, Sie heute nachmittag zu besuchen, wie ich es gestern angekündigt habe ...«

»Wann ungefähr?«

»Um halb vier, wenn es Ihnen recht ist.«

Und mit brummigem Gesicht ging er ganz allein zurück zu seinem Hotel, wo er an einem etwas abseits stehenden Tisch zu Mittag aß.

»Geben Sie mir bitte eine Verbindung nach Paris!«

»Ferngespräche können sonntags nach elf Uhr nicht mehr vermittelt werden.«

»Dann eben nicht.«

Während des Essens las er eine Lokalzeitung und amüsierte sich über die Schlagzeile:

DAS RÄTSEL VON GIVET WIRD IMMER UN DURCHSICHTIGER

Für ihn gab es nichts Rätselhaftes mehr.

»Bringen Sie mir noch Bohnen dazu!« rief er dem Kellner nach.

Rund um einen Korbsessel

Von all den kleinen Sonntagsritualen der Familie faszinierte Maigret am meisten, daß man den Korbsessel des alten Peeters von der Küche in das Eßzimmer brachte.

Während der Woche hatten der Sessel und folglich auch der Alte ihren Platz in der Nähe des Ofens. Selbst wenn man Gäste im Eßzimmer empfang, zeigte sich der alte Peeters nicht.

Aber er hatte einen Sonntagsplatz an dem Fenster, das auf den Hof hinausging. Die Meerschaumpfeife mit dem langen Kirschholzholm lag auf der Fensterbank neben einem Tabaktopf.

Vor dem Kamin, in dem die Eierkohlen glühten, hatte sich Dr. van de Weert in einem kleineren Ledersessel niedergelassen und schlug seine fetten, kurzen Beine übereinander.

Während er den Bericht des belgischen Gerichtsmediziners durchlas, wackelte er unablässig mit dem Kopf, nickte zustimmend, tat dann wieder verwundert und kommentierte seine Lektüre mit zierlichen Gesten. Schließlich hielt er Maigret den Bericht hin. Marguerite, die zwischen ihnen saß, wollte ihn an sich nehmen.

»Nein! Das ist nichts für dich ...« schritt van de Weert ein.

»Das interessiert Sie sicher mehr als mich!« sagte Maigret und gab das Schreiben Joseph Peeters.

Sie saßen alle um den Tisch herum: Joseph und Marguerite, Anna und ihre Mutter, die sich von Zeit zu Zeit erhob, um nach dem Kaffeewasser zu sehen.

Nach belgischer Manier trank der Arzt Burgunder und rauchte dazu eine Zigarre, deren angezündetes Ende er unablässig unter seinem Kinn hin und her schwenkte.

Auf dem Küchentisch hatte Maigret im Vorbeigehen ein halbes Dutzend Torten bereitgestellt gesehen.

»Zweifellos ein hervorragender Bericht. Allerdings sagt er nichts darüber, ob ...«

Er warf einen verlegenen Seitenblick auf seine Tochter.

»Sie verstehen, was ich sagen will. Er enthält keine Angaben darüber, ob ...«

»Ob sie vergewaltigt wurde«, äußerte Maigret unverblümt.

Und er hätte beinahe lauthals gelacht, als er das entsetzte Gesicht des Arztes sah, der sich nicht vorstellen konnte, daß jemand so etwas auszusprechen wagte.

»Es wäre nicht uninteressant gewesen, das zu wissen, denn in vergleichbaren Fällen ... Sehen Sie, 1911 gab es einen Fall ...«

Er plauderte munter drauflos und erzählte mit dezenten Umschreibungen irgendeinen Fall. Aber der Kommissar hörte ihm nicht zu. Er beobachtete Joseph Peeters, der den Autopsiebericht durchlas.

Dieser Bericht enthielt ohne jede Beschönigung eine detaillierte Beschreibung der Leiche von Germaine Piedbœuf, wie man sie aus der Maas geborgen hatte.

Joseph war bleich. Er hatte die gleichen schmalen Nasenflügel wie seine Schwester Maria.

Es sah fast so aus, als würde er seine Lektüre abbrechen und Maigret den Bericht zurückgeben. Aber nichts dergleichen geschah. Er las weiter. Als er die erste Seite umdrehen wollte, unterbrach ihn Anna, die ihm über die Schulter sah:

»Moment noch ...«

Sie hatte noch drei Zeilen zu lesen. Dann begannen sie gemeinsam, die folgende Seite zu lesen, die mit den Worten anfang:

»... infolge der Schädelfraktur mit handtellergroßem knöchernem Defekt war keinerlei Hirnsubstanz mehr nachweisbar ...«

»Würden Sie bitte Ihr Glas hochnehmen, Herr Kommissar? Ich möchte den Tisch decken ...«

Madame Peeters stellte den Aschenbecher, die Zigarren und den Genever auf den Kaminsims und breitete eine handgestickte Decke über den Tisch.

Ihre Kinder lasen immer noch. Marguerite sah ihnen begierig zu. Der Arzt hingegen hatte gemerkt, daß ihm niemand mehr zuhörte, und rauchte schweigend.

Als er auch die zweite Seite gelesen hatte, war Joseph Peeters aschfahl. Er hatte dunkle Schatten um die Nasenflügel und Schweißtropfen auf den Schläfen. Er vergaß das Blatt umzudrehen, so daß Anna es tun mußte, die ihre Lektüre allein bis zum Schluß fortsetzte.

Marguerite nahm die Gelegenheit wahr, um sich zu erheben und dem jungen Mann die Hand auf die Schulter zu legen.

»Mein armer Joseph! Du hättest das nicht lesen sollen. Glaub mir, du solltest lieber einen Augenblick an die frische Luft gehen.«

Maigret kam das sehr gelegen:

»Das ist eine Idee! Ich muß mir auch ein wenig die Füße vertreten ...«

Wenig später standen sie beide ohne Hut und Mantel auf dem Kai. Es regnete nicht mehr. Einige Angler nutzten selbst die kleinste Lücke zwischen den Kähnen aus. Von der anderen Seite der Brücke hörte man ununterbrochen die Klingel eines Kinos.

Nervös zündete der junge Peeters sich eine Zigarette an und blickte gedankenverloren auf die unruhige Oberfläche des Wassers.

»Das geht Ihnen nahe, nicht wahr? Entschuldigen Sie meine Frage ... Haben Sie immer noch vor, Marguerite zu heiraten?«

Ein langes Schweigen. Joseph vermied es, Maigret anzublicken, so daß dieser nur sein Profil sah. Er betrachtete erst die transparente Reklame auf der Ladentür, dann die Brücke, schließlich wieder die Maas.

»Ich weiß nicht ...«

»Immerhin haben Sie sie geliebt ...«

»Warum haben Sie mir diesen Bericht zu lesen gegeben?«

Und er wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. Sie war schweißnaß, obwohl es draußen recht kalt war.

»War Germaine eigentlich sehr viel weniger hübsch?«

»Lassen Sie mich in Ruhe ... Ich weiß es nicht. Ich

habe mir so oft anhören müssen, daß Marguerite schön ist, daß sie apart ist, intelligent, wohlerzogen ...«

»Und nun?«

»Ich weiß nicht ...«

Ihm war nicht nach einer Unterhaltung zumute. Nur widerstrebend antwortete er, denn überhaupt nichts zu sagen wagte er auch nicht. Das Papier seiner Zigarette hatte er zerfriemelt, ohne es zu merken.

»Und sie wäre bereit, Sie zu heiraten, trotz des Kindes?«

»Sie will es adoptieren.«

Sein Gesicht blieb unbewegt. Aber man merkte, daß er nicht mehr konnte, vor Entmutigung oder vor Überdruß. Er beobachtete Maigret verstohlen von der Seite und hoffte, daß er keine weiteren Fragen mehr stellen würde.

»Bei Ihnen scheinen alle damit zu rechnen, daß die Hochzeit bald stattfinden wird. Ist Marguerite Ihre Geliebte?«

Er knurrte sehr leise:

»Nein ...«

»Wollte sie nicht?«

»Es liegt nicht an ihr. Ich wollte nicht. Es ist mir nicht einmal in den Sinn gekommen. Aber das verstehen Sie doch nicht ...«

Und plötzlich wütend:

»Ich werde sie heiraten müssen! Es bleibt mir nichts anderes übrig. Basta!«

Die beiden Männer sahen einander immer noch nicht an. Maigret, der keinen Mantel anhatte, begann zu frösteln. In diesem Augenblick öffnete sich die Ladentür.

Man hörte die Glocke, die dem Kommissar schon vertraut war. Dann die übertrieben sanfte und fürsorgliche Stimme Marguerites:

»Joseph! Wo bleibst du?«

Maigret und der junge Peeters sahen sich an. Es war, als wollte Joseph sagen:

»Na bitte!«

Währenddessen fuhr Marguerite fort:

»Du wirst dich erkälten. Wir sitzen schon alle bei Tisch. Was hast du? Du bist so blaß ...«

Maigret warf einen letzten Blick hinüber zu der kleinen Straße, in der – vom Laden aus nicht zu sehen – das Haus der Piedbœufs stand.

Anna schnitt die Torten auf.

Madame Peeters sprach wenig, als ob ihr ständig bewußt wäre, daß sie nur eine einfache Frau war. Sobald jedoch eines ihrer Kinder sprach, stimmte sie mit einem Lächeln oder einem Kopfnicken zu.

»Sie werden meine Neugier entschuldigen, Herr Kommissar ... Vielleicht ist das eine dumme Frage von mir ...«

Und sie legte ein großes Stück Reistorte auf Maigrets Teller.

»Ich habe gehört, man hätte bestimmte Gegenstände an Bord der ›Etoile Polaire‹ gefunden, und der Schiffer sei auf der Flucht. Er ist ein paarmal hier gewesen. Ich mußte ihn hinauswerfen, einmal, weil er immer nur anschreiben lassen wollte, und zum anderen, weil er von morgens bis abends betrunken ist. Aber das ist nicht,

was ich sagen wollte ... Wenn er auf der Flucht ist, dann ist er auch schuldig. Und dann ist die Untersuchung doch beendet, nicht wahr?»

Anna aß ungerührt ihre Torte, ohne Maigret anzusehen. Marguerite säuselte:

»Ein kleines Stückchen wenigstens, Joseph, ich bitte dich. Mir zuliebe!«

Maigret wandte sich mit vollem Mund an Madame Peeters:

»Darauf könnte ich Ihnen antworten, wenn die Untersuchung in meinen Händen läge, aber das ist nicht der Fall. Vergessen Sie nicht, daß ich nur auf Bitten Ihrer Tochter hergekommen bin, um zu versuchen, die Unschuld Ihrer Familie zu beweisen ...«

Van de Weert rutschte unruhig in seinem Sessel hin und her wie jemand, der etwas sagen möchte, den man aber nicht zu Wort kommen läßt.

»Aber schließlich ...«

»Inspektor Machère ist nach wie vor allein verantwortlich für ...«

»Aber, Herr Kommissar, es gibt doch schließlich eine Hierarchie! Er ist nur Inspektor und Sie sind ...«

»Hier bin ich nichts. Sehen Sie: Sobald ich anfangen wollte, einen von Ihnen zu verhören, hätte er das Recht, nicht zu antworten. An Bord des Lastkahns bin ich gegangen, weil der Schiffer nichts dagegen hatte. Die Mordwaffe habe ich rein zufällig gefunden, ebenso wie den Mantel, den das Opfer getragen hatte ...«

»Aber ...«

»Nichts aber! Man wird versuchen, den Mann festzu-

nehmen, wenn es nicht schon inzwischen geschehen ist. Aber er kann sich natürlich verteidigen, indem er zum Beispiel behauptet, daß er den Mantel und den Hammer nur gefunden und aufbewahrt hat, ohne zu wissen, um was es sich handelte. Ebenso kann er auch sagen, er sei aus Angst geflüchtet. Schließlich hat er schon mehrfach schlechte Erfahrungen mit der Justiz gemacht, und er weiß, daß man ihm nicht so leicht glauben wird wie einem anderen ...«

»Aber das ist doch nicht stichhaltig! Damit kommt er doch nicht durch!«

»Auch eine Anklage ist längst nicht immer stichhaltig, ebensowenig wie die Verteidigung. Man könnte auch andere beschuldigen ... Wissen Sie, was ich heute mittag erfahren habe? Daß Gérard, der Bruder von Germaine, seit einem Monat nicht mehr weiß, wie er aus der dummen Geschichte herauskommen soll, in die er sich hineinmanövriert hat. Er hat überall Schulden. Schlimmer noch: Man hat ihn überführt, Geld aus der Kasse genommen zu haben, und bis der ganze Betrag zurückerstattet ist, zieht man ihm jeden Monat die Hälfte von seinem Gehalt ab ...«

»Ist das wahr?«

»Von da ist es nicht weit zu dem Verdacht, er habe seine Schwester verschwinden lassen, um Schadenersatz kassieren zu können ...«

»Das wäre ja entsetzlich!« seufzte Madame Peeters, die bei dieser Unterhaltung nicht weiteressen konnte.

»Sie haben ihn doch gut genug gekannt!« sagte Margret und drehte sich zu Joseph um.

»Vor längerer Zeit trafen wir uns gelegentlich ...«

»Vor der Geburt des Kindes, nicht wahr? Sie haben ein paarmal gemeinsame Ausflüge gemacht. Wenn ich mich nicht irre, war Ihre Schwester Anna sogar dabei, als Sie gemeinsam zu den Grotten von Rochefort ...«

»Tatsächlich?« fragte Madame Peeters erstaunt und wandte sich ihrer Tochter zu. »Davon wußte ich ja gar nichts!«

»Ich kann mich nicht erinnern!« sagte Anna, die seelenruhig weiteraß und dem Kommissar fest in die Augen sah.

»Das ist auch nicht so wichtig ... Aber was wollte ich eigentlich sagen? Geben Sie mir noch ein Stück Torte, Mademoiselle Anna? Nein, nicht von der Obsttorte, ich bleibe Ihrer vorzüglichen Reistorte treu. Haben Sie sie gemacht?«

»Ja, das hat sie!« beeilte sich ihre Mutter zu bestätigen.

Und plötzlich herrschte Schweigen, weil Maigret nichts mehr sagte und keiner sich traute, das Wort zu ergreifen. Man hörte nur, wie einige weiterkauten. Der Kommissar ließ seine Gabel zu Boden fallen und mußte sich nach ihr bücken. Dabei sah er, daß Marguerite ihren eleganten Schuh auf Josephs Fuß ruhen ließ.

»Inspektor Machère ist ein tüchtiger Bursche!«

»Sehr intelligent kommt er mir aber nicht vor«, bemerkte Anna gedehnt.

Maigret lächelte ihr komplizenhaft zu.

»Die wenigsten Leute sehen intelligent aus! Wenn ich zum Beispiel jemanden vor mir habe, von dem ich glaube, daß er der Täter sein könnte, dann lege ich es darauf an, den Dummen zu spielen ...«

Es war das erste Mal, daß Maigret sich zu einer Bemerkung hinreißen ließ, die als vertraulich gelten konnte.

»Aber Ihre Stirn können Sie nicht verändern!« warf Dr. van de Weert ebenso rasch wie höflich ein. »Und für jemanden, der sich ein bißchen mit Phrenologie beschäftigt hat ... Ich möchte zum Beispiel wetten, daß Sie furchtbar jähzornig sein können.«

Endlich wurde die Kaffeetafel aufgehoben. Der Kommissar schob als erster seinen Stuhl zurück, nahm seine Pfeife und machte sich daran, sie zu stopfen.

»Wissen Sie, was Sie tun sollten, Mademoiselle Marguerite? Sie sollten sich ans Klavier setzen und uns *Solveigs Lied* vorspielen ...«

Sie zögerte und sah Joseph hilfesuchend an, während Madame Peeters murmelte:

»Sie spielt so gut! Und singen kann sie ...«

»Ich bedaure nur eins: daß Mademoiselle Maria wegen ihrer Verstauchung nicht unter uns sein kann. Heute, an meinem letzten Tag ...«

Anna blickte ihn überrascht an.

»Reisen Sie schon ab?«

»Heute abend ... Ich bin schließlich nicht im Ruhestand. Außerdem bin ich verheiratet, und meine Frau wird langsam ungeduldig ...«

»Und Inspektor Machère?«

»Ich weiß nicht, was er vorhat. Ich nehme an ...«

Die Ladenglocke läutete. Man hörte eilige Schritte, und dann klopfte jemand heftig an die Tür.

Es war Machère selbst, und er schien sehr aufgeregt zu sein.

»Ist der Kommissar hier?«

Er hatte ihn nicht gleich gesehen, so erstaunt war er, in ein richtiges Familientreffen hineinzugeraten.

»Was gibt es denn?«

»Ich muß Sie sprechen.«

»Erlauben Sie?«

Und er ging mit dem Inspektor in den Laden, wo er sich mit den Ellenbogen auf die Theke aufstützte.

»Ich kann diese Leute nicht ausstehen!«

Machère wies gereizt mit dem Kinn auf die Tür des Eßzimmers.

»Allein schon der Geruch ihres Kaffees und ihrer Torten ...«

»Ist es das, was du mir erzählen wolltest?«

»Nein! Ich habe Nachrichten aus Brüssel. Der Zug ist pünktlich dort angekommen ...«

»Aber der Schiffer saß nicht mehr drin!«

»Sie wußten das schon?«

»Ich hatte es mir gedacht! Hast du ihn für einen Schwachkopf gehalten? Ich nicht! Er ist bestimmt in irgendeinem kleinen Bahnhof ausgestiegen, hat einen anderen Zug genommen, ist noch einmal umgestiegen ... Heute abend ist er vielleicht schon in Deutschland, vielleicht in Amsterdam, möglicherweise sogar in Paris ...«

Aber Machère sah ihn grinsend an.

»Ja, wenn er Geld hätte!«

»Was willst du damit sagen?«

»Daß ich Erkundigungen über diesen Cassin eingezo-

gen habe. Gestern morgen war er nicht in der Lage, seine Zechschulden im Bistro zu bezahlen, und man hat ihm nichts mehr zu trinken gebracht. Aber damit nicht genug! Er schuldete allen und jedem Geld. Das ging so weit, daß die Händler schon beschlossen hatten, sein Schiff nicht auslaufen zu lassen ...«

Maigret betrachtete seinen Kollegen mit völliger Gleichgültigkeit.

»Und?«

»Dabei habe ich es nicht bewenden lassen. Und das war nicht leicht, denn wir haben Sonntag, und die meisten Leute sind nicht zu Hause. Ich bin sogar ins Kino gegangen, um bestimmte Leute zu befragen ...«

Maigret rauchte seine Pfeife und vertrieb sich die Zeit damit, Gewichte auf die beiden Waagschalen zu legen und das Gleichgewicht wieder herzustellen.

»Ich habe herausbekommen, daß Gérard Piedbœuf sich gestern zweitausend Francs geliehen hat, und als Sicherheit hat er eine Bürgschaftserklärung seines Vaters beigebracht, denn seine eigene Unterschrift ist nichts mehr wert ...«

»Haben die beiden sich getroffen?«

»Genau! Ein Zöllner hat Gérard Piedbœuf und Cassin gesehen, wie sie zusammen in der Nähe des belgischen Zolls am Ufer entlanggingen.«

»Um wieviel Uhr war das?«

»Ungefähr um zwei ...«

»Hervorragend!«

»Was ist hervorragend? Denn wenn Piedbœuf dem Schiffer Geld gegeben hat ...«

»Vorsicht vor Schlußfolgerungen, Machère! Das ist sehr gefährlich, immer gleich Schlüsse zu ziehen.«

»Jedenfalls ist der Mann, der noch am Morgen keinen Sou in der Tasche hatte, am Nachmittag mit dem Zug weggefahren, und da hatte er Geld in der Tasche. Ich bin zum Bahnhof gegangen. Er hat seine Fahrkarte mit einem Tausendfrancschein bezahlt. Er soll noch mehr davon gehabt haben.«

»Noch mehr oder noch *einen*?«

»Vielleicht einen, vielleicht auch mehr ... Was würden Sie jetzt an meiner Stelle tun?«

»Ich?«

»Ja.«

Maigret seufzte, klopfte seine Pfeife am Absatz aus und zeigte auf die Tür des Eßzimmers:

»Ich würde mit hineingehen und einen anständigen Genever trinken. Vor allem, weil man uns etwas auf dem Klavier vorspielen wird!«

»Ist das alles, was Sie mir ...«

»Nun komm schon! Jetzt um diese Zeit gibt es in der Stadt doch nichts mehr für dich zu tun ... Wo ist Gérard Piedbœuf?«

»Mit einer Fabrikarbeiterin im Kino Scala.«

»Ich wette, daß sie eine Loge genommen haben!«

Maigret lachte still vor sich hin und schubste seinen Kollegen vor sich her in das Eßzimmer, in dem das Dämmerlicht die Konturen zu verwischen begann. Eine dünne Rauchsäule stieg langsam aus dem Sessel von van de Weert auf. Madame Peeters war in der Küche damit beschäftigt, das Geschirr einzuräumen. Marguerite saß

am Klavier und ließ ihre Finger lässig über die Tasten gleiten.

»Möchten Sie wirklich, daß ich spiele?«

»Ja, gewiß! Setz dich hierher, Machère ...«

Joseph lehnte an der Wand, den rechten Ellenbogen auf den Kaminsims gestützt, und starrte auf das grau-grüne Fenster.

*Der Winter mag scheiden,
der Frühling vergeh 'n,
der Sommer mag verwelken,
das Jahr verweh'n ...*

Der Stimme fehlte es an Kraft. Marguerite mußte sich anstrengen, bis zum Ende durchzuhalten. Zweimal griff sie einen falschen Akkord.

*Mein holder Verlobter,
gewiß, du wirst mein ...*

Anna war nicht mehr im Zimmer. Sie war auch nicht in der Küche, in der Madame Peeters sich so leise wie möglich zu schaffen machte, um die Musik nicht zu stören.

*Ich hab' es versprochen,
ich harre treulich dein ...*

Marguerite konnte die düstere Silhouette Josephs nicht sehen, der seine Zigarette hatte ausgehen lassen.

Jetzt, wo die Nacht hereinbrach, überzog das Kamin-

feuer alle Möbel, vor allem die lackierten Tischbeine, mit einem tiefroten Schimmer.

Zur Verblüffung Machères, der sich nicht zu rühren wagte, schlich Maigret sich mit einer so behutsamen Bewegung aus dem Zimmer, daß niemand sonst es merkte. Er stieg die Treppe hinauf, ohne auch nur eine Stufe knarren zu lassen, und stand vor zwei geschlossenen Türen.

Der Treppenabsatz lag schon fast völlig im Dunkeln. Nur die Türkäufe bildeten zwei milchige Flecke, denn sie waren aus Porzellan.

Schließlich steckte der Kommissar seine noch brennende Pfeife in die Tasche, drehte einen Türknauf, ging hinein und zog die Tür geräuschlos zu.

Anna war in ihrem Zimmer. Durch die Vorhänge wirkte der Raum noch dunkler als das Eßzimmer, als ob ein grauer Staub darin schwebte, der stellenweise undurchsichtig schien, besonders in den Ecken.

Anna bewegte sich nicht. Hatte sie ihn nicht gehört?

Sie stand am Fenster, im Gegenlicht, und blickte auf die Uferlandschaft der Maas, die in der Dämmerung versank. Am gegenüberliegenden Ufer hatte man schon die Laternen angezündet, die mit ihren scharf begrenzten Lichtkegeln das Halbdunkel zerteilten.

Von hinten sah es aus, als ob Anna weinte. Sie war groß. Sie erschien noch kräftiger, noch mehr wie ein Standbild als je zuvor.

Ihr graues Kleid schien mit der Umgebung zu verschmelzen.

Eine Fußbodendiele, eine einzige, knarrte in dem Au-

genblick, als Maigret nur noch einen Schritt von Anna entfernt war, aber das Geräusch ließ sie nicht zusammenfahren.

Er legte ihr mit überraschender Sanftheit die Hand auf die Schulter und seufzte dabei wie jemand, der sich endlich einem anderen Menschen anvertrauen kann:

»Da sind Sie ja ...«

Sie drehte sich ganz zu ihm herum. Sie war ruhig. Nicht ein Fältchen störte die strenge Harmonie ihrer Gesichtszüge.

Lediglich der Hals schwoll ein wenig an, langsam und wie von einem mysteriösen inneren Druck ...

Die Töne des Klaviers drangen deutlich herauf, und man konnte jede Silbe von *Solveigs Lied* verstehen:

*Gott helfe dir, wenn du
die Sonne noch siehst ...*

Zwei helle Augen suchten die Augen Maigrets, während Annas Lippen sich einen Moment lang wie zu einem Aufschluchzen verzogen und sofort wieder ebenso starr wurden wie ihre ganze Gestalt.

Solveigs Lied

Was tun Sie hier?»

Seltsamerweise klang ihre Frage nicht aggressiv. Anna sah Maigret verdrossen an, vielleicht auch erschreckt, aber ohne Haß.

»Sie haben gehört, was ich vorhin gesagt habe. Ich reise heute abend ab. Wir haben einige Tage in ziemlich engem Kontakt miteinander verbracht ...«

Er blickte sich um und betrachtete das Bett der beiden jungen Mädchen, das Eisbärfell, das ihnen als Bettvorleger diente, die Tapete mit ihren kleinen rosa Blumen und den Spiegelschrank, der nur noch die Schatten der Nacht zurückwarf.

»Ich wollte nicht abreisen, ohne ein letztes Mal mit Ihnen gesprochen zu haben ...«

Das Rechteck des Fensters sah aus wie eine Leinwand, auf der sich die Silhouette Annas von Minute zu Minute undeutlicher abzeichnete. Maigret bemerkte ein Detail, das er bisher nicht wahrgenommen hatte. Noch vor einer Stunde hätte er nicht sagen können, welche Frisur sie trug. Nun wußte er es. Ihre langen, straff geflochtenen Haare lagen wie ein schwerer Kranz um ihren Nacken.

»Anna!« rief Madame Peeters unten im Flur.

Das Klavier war verstummt. Man hatte gemerkt, daß die beiden verschwunden waren.

»Ja! Ich bin hier oben ...«

»Hast du den Kommissar gesehen?«

»Ja! Wir kommen herunter ...«

Um zu antworten, war sie bis zur Tür gegangen. Sie kam wieder zurück und sah Maigret ernst an, mit dramatisch starrem Blick.

»Was haben Sie mir zu sagen?«

»Das wissen Sie ganz genau!«

Sie wandte den Kopf nicht ab, sondern sah ihn weiter eindringlich an. Ihre Haltung, mit den vor dem Bauch gefalteten Händen, glich der einer alten Frau.

»Was werden Sie tun?«

»Ich sagte es schon: nach Paris zurückfahren.«

Jetzt verschleierte sich ihre Stimme doch.

»Und ich?«

Es war das erste Mal, daß man ihr eine Gefühlsbewegung ansah. Sie merkte es selbst. Sie ging zum Schalter und machte das Licht an, vermutlich, um ihre Verwirrung zu überspielen.

Die Lampe hatte einen Schirm aus gelber Seide und beleuchtete nur einen Kreis von zwei Metern Durchmesser auf dem Fußboden.

»Ich muß Sie erst noch etwas fragen«, sagte Maigret. »Wer hat das Geld zur Verfügung gestellt? Es mußte sehr schnell gehen, nicht wahr, Sie mußten die Summe innerhalb weniger Minuten zusammenbringen. Die Bank war geschlossen. So große Summen haben Sie sicherlich nicht im Haus. Telefon haben Sie auch nicht ...«

Die Zeit verging schleppend. Die Stille um sie herum war deutlicher als sonst zu spüren.

Maigret fuhr fort, diese ruhige, kleinbürgerliche Atmosphäre einzuatmen. Von unten drang leises Stimmengemurmel herauf: Dr. van de Weert, der seine kurzen Beine zum Ofen ausstreckte, Joseph und Marguerite, die sich wortlos in die Augen sahen, Machère, der sichtlich ungeduldig wurde, und Madame Peeters, die irgendeine Näharbeit zur Hand nahm oder die Gläser noch einmal mit Genever füllte.

Aber der Kommissar blickte noch immer in die hellen Augen Annas, die schließlich hervorbrachte:

»Marguerite hat es beschafft ...«

»Hatte sie das Geld zu Hause?«

»Geld und Wertpapiere. Sie verwaltet den Teil des Vermögens, den sie von ihrer Mutter geerbt hat, selbst.«

Und Anna wiederholte:

»Was werden Sie tun?«

Im gleichen Moment, in dem sie dies sagte, wurden ihre Augen feucht, aber das war so rasch wieder vorüber, daß Maigret nicht sicher war, ob er sich getäuscht hatte.

»Und Sie?«

Die Tatsache, daß diese Frage unablässig wiederkehrte, bewies, daß sie beide, einer wie der andere, Angst hatten, das Hauptthema anzuschneiden.

»Wie haben Sie Germaine Piedbœuf in Ihr Zimmer gelockt? Warten Sie ... Antworten Sie jetzt noch nicht. Sie ist an jenem Abend von allein gekommen, um sich nach Joseph zu erkundigen und um den Unterhalt für das Kind zu verlangen. Ihre Mutter hat sie empfangen.

Dann sind auch Sie in den Laden gegangen. Wußten Sie, daß Sie sie töten würden?»

»Ja.«

Keine Erregung mehr, keine Panik. Eine klare, feste Stimme.

»Seit wann?»

»Seit ungefähr einem Monat.«

Maigret setzte sich auf die Kante des Bettes der beiden Mädchen, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und betrachtete die Tapete, die seinem Gegenüber als Hintergrund diente.

Man hätte jetzt glauben können, daß sie stolz auf ihre Tat war. Sie übernahm die ganze Verantwortung dafür. Sie machte sogar geltend, vorsätzlich und planmäßig gehandelt zu haben.

»Lieben Sie Ihren Bruder so sehr?»

Er wußte es. Und das war nicht nur bei Anna der Fall. Lag es daran, daß der alte Peeters für seine Umgebung schon seit langem nicht mehr zählte? Jedenfalls brachten die drei Frauen, seine Mutter und seine beiden Schwestern, dem jungen Mann eine grenzenlose Bewunderung entgegen, die im Falle Annas fast schon zweideutige Gedanken aufkommen ließ.

Er war nicht schön. Seine Züge waren unregelmäßig. Seine lange, dünne Gestalt, seine große Nase und seine müden Augen drückten Langeweile und Überdruß aus.

Und dennoch war er für sie ein Gott! Und auch Marguerite liebte ihn wie einen Gott! Das war beinahe schon ein kollektiver Wahn, und man konnte sich die beiden Schwestern, die Mutter und die Kusine vorstel-

len, wie sie ganze Nachmittage damit verbrachten, von ihm zu sprechen ...

»Ich wollte nicht, daß er sich umbringt!«

Plötzlich hätte Maigret beinahe die Wut gepackt. Aber er beherrschte sich und begann mit großen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen.

»Hat er das gesagt?«

»Wenn er Germaine hätte heiraten müssen, hätte er sich am Hochzeitsabend aufgehängt ...«

Er lachte nicht, zuckte aber heftig die Schultern. Er erinnerte sich daran, was Joseph ihm kurz zuvor anvertraut hatte. Joseph, der nicht einmal mehr wußte, wen er liebte! Joseph, der fast ebensoviel Angst vor Marguerite wie vor Germaine Piedbœuf hatte!

Nur um seine Schwestern zu beeindrucken und sich ihre Bewunderung zu erhalten, hatte er romantische Anwandlungen vorgespield.

»Sein Leben war zerstört ...«

Wie gut dies alles zu *Solveigs Lied* paßte!

*Mein holder Verlobter,
gewiß, du wirst mein ...*

Sie waren alle darauf hereingefallen! Sie hatten sich an Musik, Poesie und Treueschwüren berauscht.

Und wie hold er war, der Verlobte, mit seinen schlecht sitzenden Anzügen und seinen kurzsichtigen Augen!

»Hatten Sie mit irgendwem über Ihr Vorhaben gesprochen?«

»Mit niemandem.«

»Auch nicht mit ihm?«

»Mit ihm erst recht nicht!«

»Und Sie hatten den Hammer seit einem Monat in Ihrem Zimmer? Warten Sie! Ich beginne zu verstehen ...«

Auch Maigret atmete schwer. Ihm ging auf, wieviel Tragik und wieviel billige Gewöhnlichkeit zugleich dieses Drama enthielt.

Er wagte Anna kaum noch anzusehen. Anna selbst rührte sich nicht.

»Sie durften sich auf keinen Fall erwischen lassen, nicht wahr? Denn sonst hätte Joseph nicht gewagt, Marguerite zu heiraten. Sie haben an alle möglichen Waffen gedacht. Eine Pistole wäre zu laut gewesen. Und da man Germaine hier nie etwas anbot, konnten Sie ihr auch kein Gift geben. Wenn Ihre Hände kräftig genug wären, hätten Sie sie wahrscheinlich erdrosselt.«

»Ich habe daran gedacht.«

»Schweigen Sie, um Gottes willen! Sie haben sich den Hammer aus irgendeiner Werkstatt besorgt, denn Sie sind nicht so dumm, einen Gegenstand hier aus dem Haus zu benutzen ... Unter welchem Vorwand haben Sie Germaine dazu gebracht, Ihnen zu folgen?«

Und sie berichtete ungerührt:

»Sie hatte im Laden geweint. Sie war eine Frau, die ständig weinte. Meine Mutter hatte ihr nur fünfzig Francs für den Unterhalt gegeben. Ich bin dann mit ihr hinausgegangen. Ich habe ihr versprochen, ihr die restliche Hälfte zu geben.«

»Und Sie sind beide in der Nacht um das Haus herum-

gegangen. Dann sind Sie durch die Hintertür wieder hereingekommen und zum ersten Stock hochgestiegen ...«

Er betrachtete die Tür und knurrte mit einer Stimme, die unerbittlich klingen sollte:

»Sie haben die Tür geöffnet und Germaine vorgehen lassen. Der Hammer lag bereit, und ...«

»Nein.«

»Wieso nein?«

»Ich habe nicht gleich zugeschlagen. Vielleicht hätte ich nicht einmal den Mut dazu gehabt – ich weiß es nicht. Nur sagte diese Frau dann mit einem Blick auf das Bett:

›Hier also trifft sich mein Bruder mit Ihnen? Aber Sie haben Glück: Sie verstehen es, keine Kinder zu bekommen!«

Nicht ein Detail, das nicht billig, gemein und alltäglich zugleich gewesen wäre!

»Wie viele Schläge?«

»Zwei. Sie stürzte gleich zu Boden. Ich habe sie unter das Bett geschoben.«

»Und unten haben Sie sich dann wieder zu Ihrer Mutter und Ihrer Schwester Maria gesellt, und zu Marguerite, die eben angekommen war ...«

»Meine Mutter war bei meinem Vater in der Küche, und sie war damit beschäftigt, den Kaffee für den nächsten Morgen zu mahlen ...«

»Was ist denn nun, Anna?« hörte man Madame Peeters von neuem rufen. »Der Inspektor möchte gehen ...«

Es war Maigret, der sich über das Geländer beugte und hinunterrief: »Er soll warten!«

Dann schloß er die Tür ab.

»Haben Sie Ihrer Schwester und Marguerite gesagt, was passiert war?«

»Nein! Aber ich wußte, daß Joseph kommen würde. Was ich tun mußte, konnte ich nicht allein tun. Außerdem wollte ich nicht, daß man meinen Bruder im Haus sah. Ich habe Maria gebeten, am Kai auf ihn zu warten und ihm zu sagen, er solle sein Motorrad möglichst weit von hier stehen lassen und herkommen, ohne daß ihn jemand sieht.«

»Hat Maria sich nicht gewundert?«

»Sie hatte Angst. Sie verstand nicht, spürte aber irgendwie, daß sie gehorchen mußte. Marguerite saß am Klavier. Ich hatte sie gebeten, zu spielen und zu singen, denn ich wußte, daß es hier oben Geräusche geben würde ...«

»Und Sie waren es auch, die auf die Idee mit dem Wasserbehälter auf dem Dach gekommen waren?«

Er zündete seine Pfeife an, die er, ohne es zu merken, gestopft hatte.

»Joseph ist dann zu Ihnen in Ihr Zimmer gekommen. Was hat er gesagt, als er die Tote sah?«

»Nichts! Er verstand es nicht und sah mich nur entsetzt an. Fast wäre er nicht einmal in der Lage gewesen, mir zu helfen ...«

»... die Leiche durch die Luke auf das Dach zu heben und bis zu dem Zinkbehälter zu schleifen.«

Große Schweißtropfen standen auf Maignrets Stirn, und er murmelte vor sich hin: »Grauenhaft!«

Sie tat, als habe sie es nicht gehört.

»Wenn ich diese Frau nicht umgebracht hätte, dann wäre Joseph jetzt tot ...«

»Wann haben Sie Maria die Wahrheit gesagt?«

»Überhaupt nicht. Sie hat auch nicht gewagt, mir Fragen zu stellen. Als bekannt wurde, daß Germaine verschwunden war, hat sie irgend etwas geahnt. Und seitdem ist sie krank.«

»Und Marguerite?«

»Wenn sie einen Verdacht hat, dann will sie jedenfalls nichts wissen ... Verstehen Sie?«

Und ob er verstand! Madame Peeters lief weiterhin in diesem Haus umher, ohne das Geringste zu ahnen, und regte sich darüber auf, daß die Leute in Givet ihre Familie verdächtigten!

Der alte Peeters hingegen begnügte sich damit, Pfeife zu rauchen und in seinem Korbessel zu sitzen, in dem er zwei- bis dreimal am Tage einschief ...

Joseph ließ sich so selten wie möglich blicken, fuhr nach Nancy zurück und überließ es seiner Schwester, sich aus der Affäre zu ziehen.

Und Maria durchlebte Höllenqualen und verbrachte ihre Tage im Ursulinerinnenkloster voller Angst, eines Abends zurückzukommen und zu erfahren, daß alles aufgedeckt war.

»Warum haben Sie die Leiche wieder aus dem Wasserbehälter herausgeholt?«

»Weil sie sonst angefangen hätte zu riechen. Ich habe drei Tage gewartet. Als Joseph am Samstag wiederkam, haben wir sie zusammen zum Fluß geschleppt.«

Auch bei ihr zeigten sich Schweißtröpfchen, aber

nicht auf der Stirn, sondern auf der Oberlippe, genau dort, wo ein leichter Flaum die Haut überzog.

»Als ich merkte, daß der Inspektor uns verdächtigte und seine Untersuchung verbissen durchführte, dachte ich mir, daß ich die Leute am besten zum Schweigen bringen könnte, wenn ich mich selbst an die Polizei wendete. Und wenn man die Leiche nicht gefunden hätte ...«

»... hätte man den Fall als ungelöst zu den Akten gelegt!« knurrte Maigret.

Und er fuhr fort, indem er wieder auf und ab zu gehen begann:

»Aber da war noch der Schiffer, der gesehen hatte, wie die Leiche ins Wasser geworfen wurde, und der den Hammer und den Mantel herausgefischt hatte ...«

Übertraf dessen Zynismus nicht sogar den eines Berufsverbrechers? Er sagte der Polizei nichts. Mehr noch: Er belog sie! Er ließ durchblicken, daß er mehr wüßte, als er zuzugeben bereit war!

Gérard Piedbœuf erzählte er, daß er die Peeters ins Gefängnis bringen könnte, und als Entgelt für diese Aussage ließ er sich zweitausend Francs geben.

Aber er sagte nicht aus. Er wandte sich an Anna. Auch ihr machte er ein Angebot.

Entweder gab sie ihm nichts, und er würde reden. Oder aber sie zahlte ihm die stattliche Summe, die er verlangte, und er würde das Land verlassen, so daß aller Verdacht auf ihn fallen und von den Flamen abgewendet würde!

Und Marguerite war es, die gezahlt hatte! Das hatte

schnell gehen müssen, denn Maigret hatte bereits den Hammer gefunden! Anna konnte das Haus aber nicht verlassen, ohne daß es aufgefallen wäre. Also drückte sie dem Schiffer ein paar Zeilen für ihre Kusine in die Hand.

Und diese kam kurz darauf angelaufen.

»Was ist passiert? Wofür brauchst du ...?«

»Pst! Joseph wird gleich kommen. Ihr werdet bald heiraten ...«

Und die ätherische Marguerite hatte nicht gewagt, weitere Fragen zu stellen.

Am Samstagabend hatte eine Atmosphäre der Entspannung im Hause geherrscht. Die Gefahr war gebannt. Der Schiffer war auf der Flucht. Von nun an hing alles nur noch davon ab, daß er sich nicht erwischen ließ!

»Und da Sie die schwachen Nerven Ihrer Schwester Maria fürchteten«, knurrte Maigret, »haben Sie ihr geraten, in Namur zu bleiben und eine Krankheit vorzutäuschen oder sich den Fuß zu verstauchen ...«

Ihm war, als bekäme er keine Luft mehr. Von neuem hörte man das Klavier, aber diesmal spielte es den *Graf von Luxemburg!*

War Anna sich eigentlich der Ungeheuerlichkeit ihrer Tat bewußt? Sie blieb vollkommen ruhig. Sie wartete. Ihr Blick war so klar und ungetrübt wie immer.

»Unten werden die anderen sich beunruhigen«, sagte sie.

»Sie haben recht. Gehen wir hinunter ...«

Aber sie rührte sich nicht. Sie blieb mitten im Zimmer stehen und hielt Maigret am Ärmel fest.

»Was werden Sie tun?«

»Ich habe es Ihnen schon dreimal gesagt!« seufzte Maigret verdrossen. »Ich fahre heute abend nach Paris zurück!«

»Aber ... Ich meine ...«

»Alles andere geht mich nichts an! Ich bin hier nicht im Dienst. Sprechen Sie mit Inspektor Machère ...«

»Werden Sie es ihm sagen?«

Maigret antwortete nicht. Er war schon auf dem Treppenabsatz und atmete den warmen und süßen Geruch ein, der das ganze Haus durchzog, und der deutlich hervortretende Zimtgeruch rief alte Erinnerungen in ihm wach.

Unter der Tür des Eßzimmers sah man einen Lichtstreifen. Die Musik wurde lauter.

Maigret stieß die Tür auf und war erstaunt, daß Anna, die er nicht hinter sich herkommen gehört hatte, mit ihm zusammen eintrat.

»Was haben Sie beide denn zusammen ausgeheckt?« fragte Dr. van de Weert, der sich eine riesige Zigarre angezündet hatte und an ihrem Ende wie ein Kind an seinem Schnuller saugte.

»Sie müssen entschuldigen – Mademoiselle Anna hat mich wegen einer Reise um Rat gefragt, die sie, glaube ich, in nächster Zeit unternehmen will ...«

Marguerite hatte plötzlich zu spielen aufgehört.

»Ist das wahr, Anna?«

»Oh! Nicht sofort ...«

Und Madame Peeters sah alle ein wenig beunruhigt an, während sie weiterstrickte.

»Ich habe Ihr Glas gefüllt, Herr Kommissar. Ihren Geschmack kenne ich ja inzwischen ...«

Machère beobachtete mit sorgenvoll gerunzelter Stirn seinen Kollegen und versuchte zu erraten, was geschehen war.

Joseph hingegen saß mit hochrotem Kopf da, denn er hatte mehrere Gläser Genever hintereinander getrunken. Seine Augen leuchteten und seine Hände waren fahrig.

»Wollen Sie mir einen Gefallen tun, Mademoiselle Marguerite? Spielen Sie mir noch ein letztes Mal *Solveigs Lied* ...«

Und zu Joseph gewandt:

»Warum blättern Sie ihr nicht die Seiten um?«

Das war irgendwie pervers, wie wenn man mit der Zungenspitze an einen kranken Zahn stößt, um den Schmerz auszulösen.

Von seinem Platz am Kamin aus, den Ellenbogen auf den Sims gestützt und das Glas Schiedam in der Hand, beherrschte Maigret den ganzen Salon: Madame Peeters, die sich über den Tisch beugte und deren Haarkranz im Schein der Lampe aufleuchtete, van de Weert, der seine kurzen Beine ausgestreckt hatte und seine Zigarre rauchte, und Anna, die aufrecht an der Wand lehnte.

Und am Klavier sang und spielte Marguerite, während Joseph ihr die Noten umblätterte ...

Oben auf dem Klavier lag eine gestickte Decke, auf der zahlreiche Fotografien standen: Joseph, Maria und Anna als Kinder, in allen Altersstufen ...

*Gott helfe dir, wenn du
die Sonne noch siehst ...*

Aber es war vor allem Annas Reaktion, die der Kommissar studierte. Er gab sich noch nicht geschlagen. Er hoffte, irgend etwas würde geschehen, ohne genau zu wissen, was. Jedenfalls eine echte Gemütsbewegung! Vielleicht würden sich ihre Lippen zusammenkrampfen? Vielleicht Tränen? Oder würde sie gar plötzlich aus dem Zimmer stürzen?

Die erste Strophe endete, und nichts dergleichen geschah. Machère flüsterte dem Kommissar ins Ohr:

»Bleiben wir noch lange?«

»Nur ein paar Minuten ...«

Während sie diese wenigen Worte wechselten, beobachtete Anna sie über den Tisch hinweg, wie um sich zu vergewissern, daß sich keine Gefahr für sie anbahnte.

so treffen wir uns da ...

Während der letzte Akkord noch nachklang, murmelte Madame Peeters, die ihr weißes Haupt noch immer über ihre Handarbeit gebeugt hielt:

»Ich habe noch nie jemandem etwas Schlechtes gewünscht, aber ich wiederhole, daß Gott weiß, was er tut! Wäre es nicht ein Jammer gewesen, wenn diese beiden Kinder ...«

Sie sprach nicht zu Ende, so bewegt war sie. Mit dem Strumpf, den sie gerade strickte, wischte sie sich eine Träne von der Wange.

Und Anna blieb unerschütterlich, den Blick auf den Kommissar geheftet, während Machère ungeduldig wurde.

»Gehen wir! Sie entschuldigen mich, wenn ich Sie so unvermittelt verlasse, aber mein Zug geht um sieben Uhr und ...«

Alle erhoben sich. Joseph wußte nicht, wohin er blicken sollte. Machère stotterte unverständlich vor sich hin, bis er endlich die Worte gefunden hatte, die er suchte, oder zumindest etwas Ähnliches.

»Es tut mir aufrichtig leid, Sie verdächtigt zu haben. Aber Sie werden zugeben müssen, daß die Umstände ... Und wenn dieser Schiffer nicht die Flucht ergriffen hätte ...«

»Begleitest du die Herren hinaus, Anna?«

»Ja, Mutter.«

So gingen sie nur zu dritt durch den Laden. Die Tür war abgeschlossen, weil es Sonntag war. Nur das schwache Licht einer Nachtlampe spiegelte sich in den Kupferschalen der Waage.

Machère drückte der jungen Frau beflissen die Hand.

»Ich bitte noch einmal um Verzeihung ...«

Maigret und Anna standen sich noch einige Sekunden Auge in Auge gegenüber, und Anna stammelte schließlich:

»Sie können beruhigt sein. Ich werde nicht hierbleiben ...«

In der Dunkelheit des Kais sprach Machère ohne Unterbrechung, aber Maigret hörte ihm nur mit halbem Ohr zu.

»... da der Täter nun ermittelt ist, fahre ich morgen nach Nancy zurück ...«

»Was hatte sie damit sagen wollen?« überlegte der Kommissar. *Ich werde nicht hierbleiben ...* Würde sie wirklich den Mut aufbringen ...?

Er betrachtete die Maas, die in Abständen von fünfzig Metern die von den Wellen verzerrten Reflexe der Gaslaternen zurückwarf. Ein helleres Licht schien vom anderen Ufer herüber, vom Hof der Fabrik, in der auch in dieser Nacht der alte Piedbœuf die mitgebrachten Kartoffeln in der Asche garen würde.

Sie kamen an der kleinen Gasse vorbei. Im Haus der Piedbœufs war es dunkel.

Annas Schicksal

Hast du deinen Fall aufklären können?»

Madame Maigret war erstaunt, ihren Mann so schlecht gelaunt zu sehen. Sie half ihm aus dem Mantel und befühlte den Stoff.

»Du bist wieder im Regen herumgelaufen ... Eines Tages holst du dir noch den Tod, und das hast du dann davon! Was war das denn für eine Geschichte? Ein Verbrechen?«

»Eine Familienangelegenheit!«

»Und die junge Frau, die dich aufgesucht hatte?«

»Nun, eben eine junge Frau! Holst du mir bitte meine Pantoffeln?«

»Schon gut! Ich werde dir nie wieder Fragen stellen. Jedenfalls nicht über diese Angelegenheit. Hast du in Givet wenigstens gut gegessen?«

»Weiß ich nicht ...«

Das stimmte! Er konnte sich kaum an die Mahlzeiten erinnern, die er eingenommen hatte.

»Rate mal, was ich dir zu essen gemacht habe ...«

»Speckkuchen!«

Das war nicht schwer zu erraten, denn das ganze Haus duftete danach.

»Hast du Hunger?«

»Ja, mein Schatz. Jetzt nicht, aber gleich. Erzähl mir,

was es hier Neues gibt. Die Sache mit den Möbeln ist übrigens erledigt.«

Warum starrte er, während er sein Eßzimmer betrachtete, immer in die gleiche Ecke, in der es nichts zu sehen gab? Er wußte es selbst nicht, bis seine Frau ihn fragte:

»Sag mal, suchst du eigentlich etwas Bestimmtes?«

Sofort rief er:

»Ich hab's! Das Klavier ...«

»Welches Klavier?«

»Nichts! Das würdest du doch nicht verstehen. Deine Speckkuchen sind hervorragend ...«

»Ich wäre eine schöne Elsässerin, wenn ich keine Speckkuchen zubereiten könnte. Nur, wenn du so weiterißt, läßt du mir kein einziges Stückchen mehr übrig ... A propos Klavier, die Leute im vierten Stock ...«

Ein Jahr später suchte Maigret in einer Falschgeldangelegenheit ein Exportgeschäft in der Rue Poissonnière auf.

Die Lagerräume waren riesig und mit Waren vollgestopft, aber die Büros waren winzig.

»Ich werde Ihnen die falsche Banknote bringen lassen, die ich in einem Geldbündel entdeckt habe«, sagte der Inhaber und drückte auf eine Klingel.

Maigret hatte irgendwohin geblickt. Er nahm undeutlich einen grauen Rock wahr, der sich dem Schreibtisch näherte, und Beine in Baumwollstrümpfen. Dann hob er den Kopf und starrte einen Moment ungläubig das Gesicht an, das sich über den Tisch beugte.

»Vielen Dank, Mademoiselle Anna ...«

Und als der Kommissar der Angestellten nachschaute, erklärte der Geschäftsmann:

»Sie sieht ein bißchen wie ein Drachen aus ... Aber ich kann Ihnen eine solche Sekretärin nur wünschen! Sie ersetzt glatt zwei Angestellte. Sie erledigt die gesamte Korrespondenz und schafft es, in der übrigen Zeit noch die Buchhaltung zu machen ...«

»Arbeitet sie schon lange bei Ihnen?«

»Seit ungefähr zehn Monaten.«

»Ist sie verheiratet?«

»Oh nein! Das ist ihr einziger wunder Punkt: ein tödlicher Haß auf alle Männer ... Einmal hat ein Geschäftsfreund, der mich aufgesucht hatte, nur so aus Spaß versucht, sie um die Hüfte zu fassen. Sie hätten den Blick sehen sollen, den sie ihm zugeworfen hat ...

Sie kommt morgens gegen acht, manchmal schon früher, und abends geht sie als letzte aus dem Haus. Sie muß Ausländerin sein, denn sie hat einen leichten Akzent ...«

»Erlauben Sie, daß ich kurz mit ihr spreche?«

»Ich werde sie rufen.«

»Nein! Ich möchte sie lieber in ihrem Büro ...«

Maigret ging durch eine Glastür. Das Büro lag zu einem Innenhof hin, auf dem sich zahlreiche Lastwagen drängten. Das ganze Haus schien unter den Erschütterungen der endlosen Kette von Bussen und Autos zu erzittern, die sich durch die Rue Poissonnière hindurchschlängelte.

Anna war ruhig, wie zuvor, als sie sich über ihren

Chef gebeugt hatte, und wie Maigret sie von damals kannte. Sie mußte jetzt siebenundzwanzig sein, sah aber eher wie dreißig aus, denn ihr Teint hatte nicht mehr die gleiche Frische und ihre Züge waren welk.

In zwei oder drei Jahren würde sie eine Frau ohne Alter sein. Und zehn Jahre später eine alte Frau!

»Haben Sie etwas von Ihrem Bruder gehört?«

Sie wandte den Kopf ab, ohne zu antworten, und wippte dabei gedankenverloren einen Löscher hin und her.

»Ist er verheiratet?«

Sie nickte nur kurz.

»Glücklich?«

Plötzlich begannen die Tränen zu strömen, auf die Maigret so lange gewartet hatte, ihre Brust hob sich, und sie fuhr ihn an, als ob sie ihn für alles verantwortlich machen wollte:

»Er hat angefangen zu trinken ... Marguerite erwartet ein Kind ...«

»Und beruflich?«

»Seine Anwaltspraxis brachte nichts ein. Er mußte eine Stelle in Reims annehmen, für tausend Francs im Monat ...«

Sie tupfte sich die Augen mit ihrem Taschentuch ab, mit knappen, wütenden Bewegungen.

»Maria?«

»... ist gestorben, acht Tage bevor sie den Schleier nehmen sollte.«

Das Telefon klingelte, und Anna antwortete mit veränderter Stimme, während sie zu einem Notizblock griff:

»Ja, Monsieur Worms ... Ja, das geht in Ordnung ...

Morgen abend. Ich werde sofort telegrafieren ... Wegen der Wollgarnlieferung erhalten Sie noch ein gesondertes Schreiben mit weiteren Einzelheiten ... Nein, dazu habe ich jetzt nicht die Zeit, aber Sie finden es morgen in der Post ...«

Sie hängte wieder ein. Ihr Chef stand in der Tür und sah abwechselnd Maigret und Anna an.

Der Kommissar ging mit ihm in das Büro nebenan zurück.

»Nun, was sagen Sie dazu? Und von ihrer Ehrlichkeit ganz zu schweigen! In dem Punkt übertreibt sie fast schon ...«

»Wo wohnt sie?«

»Keine Ahnung ... Das heißt, ich kenne die Anschrift nicht, aber ich weiß, daß sie ein möbliertes Zimmer in einem Heim für alleinstehende Frauen hat, das von irgendeiner gemeinnützigen Stiftung unterhalten wird. Aber sagen Sie – Sie fangen an, mir Angst zu machen ... Sie sind ihr doch nicht etwa schon einmal dienstlich begegnet? Das würde mich ein bißchen beunruhigen ...«

»Nein, ich bin ihr nicht in Ausübung meines Dienstes begegnet«, antwortete Maigret bedächtig. »Sie sagten vorhin, daß Sie diesen Geldschein ...«

Mit einem Ohr horchte er auf die Geräusche, die aus dem Nebenzimmer drangen, und er hörte eine Frauenstimme am Telefon antworten:

»Nein, Monsieur, er ist in einer Besprechung! Mademoiselle Anna am Apparat ... Ja, ich bin über die Angelegenheit unterrichtet ...«

Von dem Schiffer hörte man nie wieder etwas.



Hochwasser an der Maas und ein Mädchen, das spurlos verschwunden ist. Obwohl nur aus privatem Interesse im Einsatz, stapft Maigret in dem belgisch-französischen Grenzstädtchen unverdrossen durch den stetig niederprasselnden Regen, durch wohlständige Bürgerstuben und verrauchte Kneipen, bis er der Tragödie auf die Spur kommt – und diese Spur auch gleich wieder verwischt.